

DIE ÖSTERREICHISCHE FURCHE

FREIE KULTURPOLITISCHE WOCHENSCHRIFT

8. Jahrgang — Nr. 20

Wien, den 17. Mai 1952

ÖS 1.50 / DM —.50 / sfr —.70 / \$ —.15

IN DIESER NUMMER: Wahlfieber in Südtirol / Wald in Not / Solesmes und Österreich / Zeitgenossen — Gegenpole / Zwischenspiel / Revolte in der „Traumfabrik“? / Brief an den Herausgeber: Verantwortung vor der Zeit oder Publikumsgeschmack? / Stimmen über Österreich

DER KRYSTALL: F. Sauerbruch, F. Jantsch, P. Lippert, G. Bomans / Das Gedicht: Ingeborg Bachmann

„Deutschlandlied“

Ein freies österreichisches Wort ist am Platze. Nur mit Befremden kann zur Kenntnis genommen werden, daß auf Vorschlag der Regierung Dr. Adenauer Bundespräsident Heuss die Haydn-Hymne mit dem Text von Hoffmann von Fallersleben als deutsche Nationalhymne beschlagnahmte. Beruft man sich in Bonn auf Herkommen und Tradition? Die 1797 entstandene Tondichtung Josef Haydns konnte etwa noch zur Zeit des Deutschen Bundes, da die deutschen Bundesländer und Österreich unter einem gemeinsamen staatsrechtlichen Dache wohnten, noch mit Sinn und Fug 1841 von dem Breslauer Professor Hoffmann für sein Deutschlandlied der alten Gemeinschaft „... von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“ singhafte Verwendung finden; Text und Vertonung wichen denn auch nach 1870 der „Wacht am Rhein“, dem im kriegsreichen Überschwang gesättigten Pöbel, der das junge Deutsche Reich zu seinem Aufstieg begleitete. Erst 1922 kehrte man in Deutschland wieder zu dem „Deutschlandlied“ zurück, alsbald gefolgt von dem Hitlerregime, das in dieser Mischung mit österreichischem Kulturgut schon eine symbolische Verkündung seines Reichsanspruches erblickte. Kann all dies eine Tradition begründen, die eine neuerliche Inkamerierung österreichischen geistigen Eigentums in den staatlichen Formengebrauch der westdeutschen Republik legitimieren würde?

Man muß hier wohl ganz deutlich sein: Die Haydn-Hymne stellt ein vor aller Welt bekanntes geistiges, aus österreichischer Empfindungswelt geborenes Eigentum dar, ein Herzstück unseres Volkes, eine Aussprache der österreichischen Seele.

Das ist in den letzten Jahren so oft und eindringlich und weithin hörbar von Österreichern gesagt worden, daß dieser Rechtsvorbehalt schwerlich am Rhein ungehört geblieben ist. Man darf denn auch annehmen, daß das Bemühen um einen eigenständigen Feiertagslied für die west-

deutsche Bundesrepublik, das deutsche Dichter und Musiker in den letzten Jahren beschäftigte, dem richtigen Empfinden entsprang, es sei das „Deutschlandlied“ nicht nur ob seines Textes heute eine politische Verlegenheit, sondern auch deshalb, weil Text und Vertonung um der Würde Deutschlands willen erster Herkunft aus westdeutschem Boden sein müßte, nicht ausgeliehen und nicht einem urhebertümlichen Einspruch ausgesetzt. Der Fall wird nicht sympathischer dadurch, daß die deutsche Hymne, die zu Silvester 1950/51 im deutschen Rundfunk probeweise und seither als Abschluß der Mitternachtsendungen zu Gehör gebracht wurde — der Text stammte von R. A. Schröder, die Musik von Hermann Reutter —, sich nicht einzubürgern vermochte, und die jähle Rückkehr zu Hoffmann von Fallersleben und Haydn ein schmerzliches Bekenntnis zu dem enttäuschenden Ertrag eines häuslichen Versuches wurde.

Es seien nicht Rekrimationen erhoben, ohne an die eigene Brust zu schlagen. Man mag uns nicht zu Unrecht am Rhein vorhalten, daß wir Österreicher das kostbare eigene Gut ungenutzt gelassen haben, und selbst der heftige Widerspruch der öffentlichen Meinung, die zur bitteren Satire gewordenen Auskünfte, mit denen die Praxis sich gegen die ihr aufgelegte Wahl eines Nationalliedes wehrte, die Berufenen nicht zu einer Korrektur veranlassen konnte. Gewiß war das nicht ein Verzicht, der den Zugriff anderer erlaubt hätte, und gewiß war man allzu ängstlich, als man in Österreich nach dem Kriege der Verwendung der Haydn-Hymne aus dem Bedenken auswich, es könnten sich bei feierlichen internationalen Anlässen Störungen ereignen, wenn Österreich sich mit einem Tonwerk präsentierte, das, mißbraucht, daran erinnerte, daß es den Marschritt der Kolonnen Hitlers beim Überschreiten fremder Grenzen begleitete, und sein Text von Vorstellungen durchflochten war, die in dem Konzept



Aus dem Bildarchiv der Österr. Nationalbibliothek

Erster Druck der Haydn-Hymne, bei Josef Axmann, Wien-Wien

eines neuen Europa nicht mehr Platz haben. Begreiflich, daß nun auch in Deutschland aus demselben Grund erste Einwände gegen die getroffene Wahl erhoben werden.

Das Endergebnis? Hüben und drüben wird man gewahr werden, daß man durch

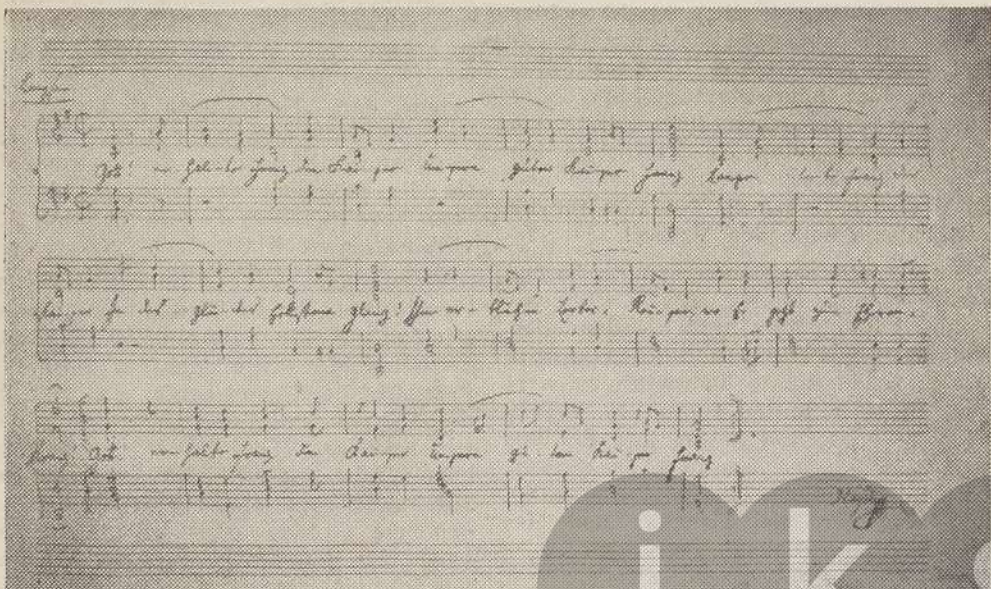
die Annexion der Haydn-Hymne dem Geiste entgegengedankt hat, der in höheren Sinne abseits primitiver Politik die Dichtung Hoffmanns von Fallersleben beschwingte, dieselbe Dichtung, die man jetzt mit dem künstlerischen österreichischen Mantel überkleidet.

Deutschland ist kein Termin

Der Kampf um Deutschland tritt in diesen Wochen in ein neues bedeutungsschweres Stadium. Die Weltlage, die Stellung Europas, die Situation nicht zuletzt gerade unseres Landes wird weitestgehend davon bestimmt werden, wie „der große Westen“ (die Westalliierten) und „der kleine Westen“ (die Bonner Bundesrepublik Adenauers) sich aus der gegenwärtigen Verwirrung lösen. Die Krise wurde ganz offenbar, als der sich heftig versteifende Widerstand, weiter deutscher Kreise gegen den Generalvertrag Amerika und England, nicht so sehr Frankreich, alarmierte. Im Terminkalender des Westens waren als feste Daten, mit denen als Realfaktoren gerechnet wurde, vermerkt: 20. Mai, Unterzeichnung des Generalvertrages der Westalliierten mit Bonn, zugleich Abschluß des Vertrages über die europäische Verteidigungsgemeinschaft. Das hieß weiterhin: sofortige Aufstellung deutscher Truppen, Fertigstellung der europäischen Abwehrfront, Ratifizierung des militärischen und politischen Europa-

und Deutschlandwerkes noch in der Sommersession des USA-Kongresses.

All diese Termine hängen nun in der Luft — einfach weil die innenpolitischen Realitäten Deutschlands von seiten der Hochkommissare wie von seiten des Bonner Kanzlers doch zu wenig beachtet worden waren. Was seit zwei Jahren diesem einsamen bedeutenden außenpolitischen Kopf von seinen treuesten Anhängern vorgehalten wurde, eine souveräne Vernachlässigung der Innenpolitik, beginnt sich nun bitter zu rächen. Schlag auf Schlag folgten in den letzten Tagen und Wochen: das Sichtbarwerden einer breiten Opposition von der rechten Seite über die liberale Mitte bis zur linken und linkesten Mitte gegen den Abschluß des Generalvertrages, über den das deutsche Volk völlig ungenügend informiert war. Dieser stellt ein staatspolitisches Novum dar, ein ungemein kompliziertes Gebilde: er ist weder ein Friedensvertrag (ein solcher kann nur mit ganz Deutschland abgeschlossen werden), noch gibt er Bonn die Souverä-



Aus dem Bildarchiv der Österr. Nationalbibliothek

Josef Haydn: Originalhandschrift des „Gott erhalte“

nität zurück (sehr weitgedehnte Bestimmungen zugunsten der Westmächte sowie die Notstandsklausel lassen diese nicht zu); er ist zudem mit einem Komplex anderer Verträge kopuliert, die an sich bereits voll von Problemen sind: Truppenvertrag, Finanzvertrag, Schiedsvertrag. — Den diversen Oppositionskräften wurde es also nicht schwer gemacht, hier mit dem bittersten Stoß gegen die Autorität Adenauers anzusetzen, durch den ausgesprochenen und implizierten Hinweis auf „Versailles“. Auf dem Mythos von Versailles aber ruhte die Stoßkraft der verzweifelten Legionen Hitlers, in Versailles war, wie es ein führender Staatsphilosoph des Dritten Reiches ausgesprochen hatte, „der christliche Gott gestorben“. Es hätte einer langen, planmäßigen Vorbereitung des westdeutschen Volkes bedurft, um ihm klarzumachen: hier liegt, gerade in den kritischen Elementen des Vertragswerkes, ein bedeutungsvolles Novum von ungeheurer europäischer, ja weltpolitischer Bedeutung vor: der erstmalige Versuch der staatspolitischen Eingliederung eines großen politischen Gemeinwesens, eben Westdeutschlands, in einen werdenden wachsenden neuen Organismus, in die wirtschaftliche, politische und territoriale Union der atlantischen Gemeinschaft. Deutschland erweist sich, wenn es mit der bewußten Teilaufgabe seiner nationalen Souveränität im alteuropäischen Sinne des Begriffes hier vorangeht, als Vorträger einer planetarischen Entwicklung, der seine Alliierten zwangsmäßig folgen müssen, einfach weil dies der inneren Struktur, dem Potenzgefälle

deutsche (Groß-) Unternehmerschaft erhebt durch den Mund ihrer Hauptpartei, der Freien Demokraten, erhebliche Einwände gegen den Generalvertrag. Der Kanzler sieht sich also in folgender merkwürdigen Situation: er hatte, um freie Hand und freie Zeit für die aufreibenden außenpolitischen Verhandlungen zu bekommen, verzichtet, durch seine eigene Partei ein neues sozialpolitisches Konzept auszuarbeiten beziehungsweise im politischen Kampf realisieren zu lassen; und die Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften, der Arbeiterschaft und weiten Teilen des Mittelstandes dem Bündnis mit den ungemein starken Großunternehmern geopfert. Sicherlich: für ewig mag diese Aufgabe nicht gedacht gewesen sein, nun aber erwies sich in wichtiger Stunde das Bündnis selbst als problematisch. In diesem Zusammenhang muß der Versuch des Präsidenten, für den Kanzler in die Bresche zu springen, gewertet werden: Dr. Heuss hat es übernommen, durch Reden, Aufsätze, Aussprachen, offene Briefe, zuletzt durch seine Vorträge in Berlin, das innenpolitische Vakuum auszufüllen; naturgemäß kann er als Präsident aber nur in allgemeiner Form zu allgemeinen Themen Stellung nehmen, was die aktuelle tagespolitische Bedeutung eines so achtbaren Einsatzes ebenso mindert wie ihre strukturelle hebt. Im angestrengten Ringen, innenpolitisch aufzuholen, haben sich Bundespräsident und Bundeskanzler in eben dieser Lage entschlossen, das Deutschlandlied wieder zur Nationalhymne zu erheben. Inwieweit hiemit die Welle, die Wellen des nationalen Sentiments, des Unbehagens aufgefangen werden können, wird die Zukunft lehren. Doch sei festgehalten: während der Widerstand der westalliierten Verantwortlichen gegen das zuvor von ihnen befahdene Lied nunmehr erstaunlich gering war (geht es ihnen doch um augenblicklich brennendere Fragen), haben nun etliche der weitsichtigsten Deutschen die Frage vorgestellt: Ist unsere politische

Gemeinschaft bereits tragfähig für dieses Lied, mit dem sich Größe und Tragik, Leid zweier Weltkriege, Heldentum und Rausch, Magie des Bluts und innerste Begeisterung, Massenwahn und Seelengröße so seltsam und so gefährlich binden?

Ein Blick in die Massenaufgaben und Massenerscheinungen neonationaler Literatur und Literaten in Deutschland bestätigt, wie die deutschen Verleger und Buchhändler in Berlin bei ihrer Jahrestagung soeben selbst feststellten, wie groß die Verantwortung jener ist, die im

heißt hinauszögern will. Als solches sind die Drohungen Piecks mit einer ostdeutschen Volksarmee, die Hinweise Ulbrichts auf einen neuen Kampf um Berlin zu verstehen. Beide Phänomene bezeugen eindringlich, wie ernst der Osten den Westen, und das heißt heute auch Westdeutschland, nimmt, wie tief er von dessen Stärke überzeugt ist. Die Verschärfung in Korea gehört in eben diese Linie eines generalgelenkten Wirkens: die Eingliederung Westdeutschlands in den Westen soll mit allen möglichen Mitteln verhindert werden.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Westen und der Bonner Kanzler fest entschlossen sind, in großer Ruhe und in großer Geduld die nun so augenfällig gewordenen Schwierigkeiten aufzuarbeiten. Vielleicht mag sich ihnen in der Vorsicht, mit der Churchill, unbeirrt durch Wirrnisse im eigenen und oppositionellen Lager, die englische Innenpolitik in die Hand nimmt, ein Vorbild zeigen: Eine gesunde Außenpolitik muß auf einer gesunden und das heißt echten, auf die Grundfragen eingehenden Innenpolitik basieren. Das Bismarcksche Dogma vom totalen Primat der Außen- über die Innenpolitik, viel kopiert, enthält eine Häresie: ein Volk wächst nämlich nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen, und, wenn richtig gelenkt, in die Höhe. Nur eine geduldige, die Gegensätze als positive Gewichte erwägende Innenpolitik kann eine Außenpolitik tragen, die unbeirrbar von den Ängsten und falschen Hoffnungen des Terminkalenders das Schiff des Volkes und der Völker durch die Zeit führt: durch Verträge heute im Staatsvolk zu Verträgen morgen mit den außenpolitischen Freunden zum Vertrag übermorgen mit dem großen Gegner im Heute, der unerbittlich jede innere Schwäche und Stärke des deutschen Volkes wie des Westens prüft und auf seine Weise anerkennt.

BUCHHANDLUNG HEROLD
Wien VIII, Strozzi-gasse 8, empfiehlt:

ANDRÉ GIDE
Die Heimkehr des verlorenen Sohnes
„Der ‚Verlorene Sohn‘ ist holdeste Kammermusik, von wunderbarer Prägung und Reinheit der Führung“, urteilt Klaus Mann
50 Seiten, illustriert, Halbleinen, S. 48.—

RENÉ FOLOP-MILLER
Die die Welt bewegten
Die Biographien von fünf Heiligen, die Verstand, Verstand, Liebe, Wille und Ekstase regierten, Führer
536 Seiten, Ganzleinen, S. 95.—

LUTZ HECK
Tiere - mein Abenteuer
Hier ist ein Buch entstanden, das durch seine vielen Bilder dazu beiträgt, Tierliebhaber in aller Welt zu beglücken
288 Seiten, 70 Bilder, Ganzleinen, S. 84.—

FÜR DIE JUGEND
KARL MAY
Teppies Geierschnabel
Band 54
550 Seiten, Originalausstattung, S. 38.—

innerhalb der neuzuschaffenden Weltgemeinschaft des Westens entspricht, so, wie jedes Uhrgewicht, jedes Zahnrad, jede Welle und jeder Transmissionsriemen in einem Getriebe sich auswirken müssen — einfach, weil sie da sind, und ihre Arbeit, ihr Werk, ihre Kraft als solche zur Geltung kommen.

Nichts aber von dieser notwendigen innenpolitischen Vorbereitung geschah: der Kanzler blieb, wie immer, allen Publizitäten abhold, das Presseamt der Bonner Regierung blieb praktisch die längste Zeit unbesetzt, Aussprachen im Bundestag wurden mit wenigen knappen Worten oft abgebrochen. Und nun das erste Fazit dieser Nichtentwicklung der Demokratie nach innen: die Sozialisten im Vormarsch in Hessen (bei den Gemeindevahlen); die Forderung Dr. Schumachers auf direkte Verhandlung mit den Russen fand breiten Widerhall — zum Teil sogar in einem amerikanischen Vorschlag; schlimmer aber noch: im am 25. April geborenen Südweststaat, in dem die Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern aufgingen, gelang es wider alles Erwarten, die CDU aus der Regierung durch eine Koalition zwischen Sozialdemokraten, Freien Demokraten und Splitterparteien hinauszudrängen. Die Freien Demokraten aber bilden in Bonn die stärkste innenpolitische Stütze der Adenauer-Regierung, ihnen hat der Kanzler entscheidende Schlüsselstellungen in Wirtschaft, Handel und Industrie direkt und indirekt überlassen. Nun begann auch hier die Rebellion: die

Lionardo und das Dach

Zwar mache der Mai, wie das Lied behauptet, quasi von selber alles neu, aber was hilft das: das Blechdach des Wiener Künstlerhauses treibt keine Knospen, höchstens Rostblüten, und lechzt gierig nach einem neuen Anstrich, und dieser wieder nach dem runden Betrag von 32.000 Schilling. Nur gut, daß besungener Mai im zweiten Vers des Liedes gleich auch die Seele frisch und frei macht. Diesem Umstande offenbar verdanken wir den ungewöhnlichen Entschluß der Architekten, Bildhauer und Maler des Künstlerhauses, in den kommenden Wochen ihr Dach selber mit Drahtbürsten zu reinigen, zu ölen und zu streichen und zu guter Letzt auch die Ausstellungsräume auszumalen. Das erspart zehntausende Schilling für Arbeitslohn. Und das Haus und seine Künstler haben, wie man dieser Tage erfährt, diese Ersparnis dringend nötig.

Ja, durch den Wiener Kunsttempel auf dem Karlsplatz geistern seit Jahr und Tag ernste Sorgen. Die erschreckende Abnahme der Ausstellungsbesucher

Die Innsbrucker Messe-Gesellschaft m. b. H. kann im Hinblick auf ihre 20. Messeveranstaltung vom 21. bis 31. August mit folgenden instruktiven Erfolgsziffern aufwarten: **Zahl der Aussteller:** 1939: 523, 1950: 650, 1951: 924. **Zahl der Auslandsteilnehmer:** 1939: 34, 1950: 87, 1951: 364. **Zahl der Besucher:** 1939: 168.400, 1950: 209.000, 1951: 284.000. Die Progression der Umsatzsteigerung veranschaulichen die Zahlen: 1939: 40 Mill. S., 1950: 57 Mill. S., 1951: 120 Mill. S.

und die nicht minder horrende Entnahme der Steuer und der Abgaben aus den bescheidenen Erträgen der Unternehmungen (Ausstellungen und Vermietungen, Kino und Gschnasfeste) haben das Haus an den Rand seiner Existenz gebracht. In dieser Lage stellt der achtenswerte Entschluß seiner Künstler, mit ehrsamer Handwerkerarbeit dem Haus gleichsam einen akademischen Dachanstrich zu geben, wohl einen rührenden Akt zeitgemäßer geistiger De-

mutsübung und Selbstentäußerung, aber nicht eigentlich eine Lösung des viel tiefer und verwickelter liegenden Problems, das er sichtbar macht, dar. Denn es ist uns vielleicht noch eine Zeitlang erlaubt, die Landschaftsmaler aufs Dach und die Porträtisten in die Billeur-uniform zu stecken, die Wiener Gelehrten nach Uruguay und unsere Schauspieler nach Kyritzpyritz zu schicken, die jungen Juristen streiken und die Dozenten demonstrieren zu lassen. Dann aber ist eines Tages der Zeitpunkt da, da man das Dach auch nicht mehr von Lionardo da Vinci selber streichen lassen kann — denn dann brennt es bereits.

Auf die Adresse kommt es an

Am Vorabend jenes Tages, den auch der österreichische Sozialismus im Gedächtnis an die harten Kämpfe vergangener Jahrzehnte jedes Jahr mit großen Aufmärschen und Demonstrationen festlich begeht, war es, aber erst heute wird es bekannt: der Fackelzug der Wiener Sozialistischen Jugend hatte sich aufgelöst, in losen Gruppen strebten die einzelnen Bezirksorganisationen nach Hause. Eine von ihnen zog am Volkstheater vorüber, wo die zahlreichen hier geparkten Privatwagen die Aufmerksamkeit der jugendlichen Demonstranten fanden. Fiat oder Steyrer, BMW oder Chrysler: diese Frage interessierte sie diesmal wenig, vielmehr zitterten in den Köpfen die eben gehörten Reden und Parolen nach. Gegen die Reaktion, für die Partei des arbeitenden Volkes!

Ein schnittiger Wagen erregte besonderen Anstoß. Im Nu war dieser umringt, wilde Schmährufe gegen den anonymen Klassenfeind wurden laut... Die Situation drohte bedrohlich zu werden, zumal sich die Türen des Foyers eben weit geöffnet hatten und die Besucher in Scharen aus dem Theatersaal ins Freie strömten. Nun mußte auch er kommen, der viel Gehaßte und Gescholtene, der dreimal Verruchte...

Er kam auch. Allein seinen Namen sollt ihr nie erfahren. Nur eines sei verraten: er ver-

tritt die Partei der jungen Empörer mit auf der Kommandobrücke des Staateschiffes.

Wo ist meine Heimat?

Durch einen Erlass des tschechoslowakischen Innenministeriums soll ab sofort bei allen nationalen und andern öffentlichen Festlichkeiten nicht mehr die bisherige Staatshymne gespielt und gesungen werden. An ihre Stelle soll das „Lied der Arbeit“ treten.

Zum Unterschied von anderen Staatshymnen war die tschechoslowakische äußerst friedlich. Weder wurden in ihr die Bürger zu den Waffen gerufen, noch die eigene Heimat über alle Länder der Welt gestellt, noch die Jugend zur nationalen Flamme angefaßt. Die durch Revolution entstandene Masaryk-Republik hatte als nationales Lied keinen revolutionären Gesang. Die tschechoslowakische Nationalhymne bestand aus zwei Teilen, zwei alten Volksliedern. Den ersten Teil, das berühmte „Kde domov můj — Wo ist meine Heimat“, hatte Josef Kajetan Tyl gedichtet, ein Unteroffizier der alten kaiserlichen Armee, der in seiner Freizeit Theaterstücke für Vorstadtbühnen schrieb; sein schwermütiges Lied wurde seither zu einem Volkslied; der andere Teil bestand aus der slowakischen Nationalhymne, dem „Nad Tatrou se blýska — Über der Tatra zucken die Blitze“. Beiden Strophen der Hymne war gemeinsam, daß sie die Schönheit der Heimat priesen, ohne revolutionäres Pathos, ohne Chauvinismus, ohne Klassenhaß.

Wozu jetzt die Aufhebung dieser Hymne? Sie erinnere zu sehr an „die gute alte Zeit“. Welche gute alte Zeit? Die Zeit der alten Monarchie oder der Masaryk-Republik? Beide sind heute, eine jede in besonderem Sinn, den Rückschauenden ein Paradies. Das dürfte den Machthabern, die diesen Erlass herausgaben, nicht unbekannt sein. Aber vielleicht liegen die Gründe ganz anderswo. Im Lande des Schwejk kann es nämlich gefährlich sein, eine Hymne zu singen, die mit den Worten beginnt: „Wo ist meine Heimat?“. Aus der Schwermut könnten

QUERSCHNITTE

Erinnerungen steigen, und aus den Erinnerungen Klage und Anklage: Wo ist meine Heimat?

Gestern, heute, morgen

Blum, Léon (Sowjetenzyklopädie, alte Ausgabe 1926)

Eine der hervorragenden Persönlichkeiten der französischen Sozialistischen Partei, stand an der Spitze ihres gemäßigten Flügels. Ursprünglich Theater- und Literaturkritiker, begann er sich gegen Ende 1890 unter dem Einfluß von Jaurès für Politik zu interessieren... Blum befürwortete den Anschluß der französischen Sozialistischen Partei an die Wiener

Internationale... Er erfreute sich innerhalb der Kreise der liberalen Bourgeoisie, die seine „geistige Vornehmheit“ pries, großer Beliebtheit.

Blum, Léon (Sowjetenzyklopädie, neue Ausgabe 1949)

Raktionärer französischer Politiker, Rechts-„Sozialist“, Verräter der Arbeiterklasse, wütender Feind der UdSSR. Sprößling einer bürgerlichen Familie. Bürgerlicher Journalist, eng verknüpft mit dem monopolistischen Kapitalismus, Theater- und Literaturkritiker. Schloß sich, um Karriere zu machen, gegen Ende der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts der sozialistischen Bewegung an. Während

des ersten Weltkrieges Sozialchauvinist, zeitweilig Kabinettschef des damaligen Ministers für öffentliche Arbeiten, des Sozialimperialisten Marcel Sembat... Auf dem sozialistischen Parteitag in Tours im Dezember 1920, der mit überwiegender Mehrheit den Anschluß an die Kommunistische Internationale beschloß, trat Blum als einer der Führer der antiproletarischen Splittergruppe auf...

Blum, Léon (Ausgabe aus dem Jahre 1984?)

Sagenhafte Gestalt, angeblich Vorkämpfer des imperialistisch-faschistischen Bürgertums. Inbegriff des Vorbildes aller rückschrittlichen Staatssaboteure, hat nie gelebt. Den Mythos um Blum enthüllte zuerst Josip Popoff.

Wahlfieber in Südtirol

Nach 26 Jahren wieder freie Gemeindewahlen

Von Dr. Oskar von Plawenn

Es hätte nicht viel gefehlt und die in ganz Italien für den 25. Mai festgelegten Gemeindewahlen wären auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Die Pessimisten hatten sich einen glücklichen Ausgang der Odyssee des Gemeindewahlgesetzes längst nicht mehr erhofft; daß es dennoch zustande kam, ist unter anderem der nachgiebigen Haltung der Südtiroler Volkspartei zu danken, die in der Annahme des von der Regierung abgeänderten Gesetzes das kleinere Übel erkannte.

Die Beobachter der politischen Entwicklung in Südtirol erinnern sich, daß das im Dezember 1949 mit den Stimmen der Democrazia Cristiana und der Südtiroler Volkspartei im Regionalrat zu Trient beschlossene Gemeindewahlgesetz vom Regierungskommissär zurückgewiesen worden ist. Der Stein des Anstoßes war der Umstand, daß in dem Gesetz das aktive und passive Wahlrecht an eine dreijährige Ansässigkeit gebunden worden war. Seither ist einiges Wasser die Etsch hinabgeflossen und auch die Presseschlacht, die durch die Ansässigkeits-

klausel im Gemeindewahlgesetz ausgelöst worden war, abgeklungen. Das umstrittene Gesetz hat eine neue Form erhalten und die römische Regierung hat einige Abänderungsvorschläge gemacht. Um die Gemeindewahlen auch in Südtirol zu ermöglichen und nicht den gänzlich undemokratischen, provisorischen Charakter der bisherigen Kommunalpolitik in Südtirol weiterzuschleppen, erklärte



sich die Südtiroler Volkspartei mit dem umstrittenen Artikel 62, der die Entscheidung über die Wählbarkeit dem Landesauschuß nimmt, einverstanden. Noch am gleichen Tage gab der Regierungskommissär dem neuen Gesetz seine Zustimmung, so daß die Gemeindewahlen fristgerecht ausgeschrieben und am 25. Mai abgehalten werden können.

Nicht Links oder Rechts — sondern Süd oder Nord

In den Spalten dieses Blattes ist bereits wiederholt auf die Bedeutung der bevorstehenden italienischen Gemeindewahlen hingewiesen worden. Für Südtirol liegt die Bedeutung allerdings nicht in erster Linie auf der Ebene des Kräftespiels zwischen Links und Rechts, sondern auf jener der Auseinandersetzung zwischen Süd und Nord. Die letzten freien Gemeindewahlen fielen in das Jahr 1926, also in jene Zeit, als der Faschismus zum letzten Schlag gegen die bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückten demokratischen Parteien ausholte. Als nach dem Zusammenbruch im Frühling 1945 die Gemeindeverwaltung neu errichtet werden sollte, war man wegen der Zusammensetzung der Gemeindeversammlung in Verlegenheit. Das im übrigen Italien geltende Wahlgesetz wollte man Südtirol nicht zubilligen. Man vertröstete es vielmehr auf seine in Vorbereitung stehende Autonomie, innerhalb der es sich selbst ein eigenes Gemeindewahlgesetz geben könne. Wie dieses dann ausfiel, wurde oben geschildert.

Tatsache ist, daß seit Kriegsende die Gemeinden Südtirols — mit Ausnahme von Bozen — von provisorisch gebildeten Gemeinderäten geführt werden, die man sich damals vornehmlich aus italienischen Kreisen und aus Südtirolern der sogenannten „Bleiberggruppe“ holen mußte. Wenn sich auch da und dort diese Provisorien durchaus bewährt haben, so ist doch die Mehrheit der Gemeinden erneuerungsbedürftig, da die geeigneten Männer, die Männer des Vertrauens, damals nicht, jetzt aber wohl zur Verfügung stehen.

Und hier sind wir bereits bei dem Punkt der Bedeutung für Südtirol angelangt. Die einheimische Volkspartei in Südtirol ist nicht groß (etwa zwei Drittel der Gesamtbevölkerung) und die Zahl der für öffentliche Aufgaben geeigneten Männer entsprechend klein. Als sich im Mai 1945 die Südtiroler Volkspartei bildete, hatte sie zwar das gesamte einheimische Volk von Südtirol hinter sich, mußte sich aber — aus begreiflichen Gründen — auf die Exponenten jener Kreise stützen, die im Zuge des Options- und Abwanderungsabkommens

zwischen Hitler und Mussolini vom Jahre 1939 ihre Stimme für Italien abgegeben hatten. Da diese „Bleiberggruppe“ kaum ein Fünftel der einheimischen Bevölkerung darstellt, schrupfte also auch die Auswahl der zur Führung „Berufenen“ zu einem Häuflein zusammen, das der ungeheuren Last der gebotenen Aufgaben nur zu einem beschränkten Teil gerecht werden konnte. Aus dem gleichen kleinen Häuflein mußte man auch die Parlamentsabgeordneten und Senatoren wählen und hatte wenigstens hier das Glück, auf Männer zu stoßen, die sich in der Folge kraft ihrer Eignung und Geschicklichkeit durchsetzen und behaupten konnten. Erst gelegentlich der Wahlen in den Regional- beziehungsweise Provinzialrat konnte man nach dem teilweisen Abschluß der Reoption der seinerzeitigen Deutschlandopfer auch auf das in dieser Gruppe enthaltene Kräfte-reservoir greifen.

Der italienische Teil der Bevölkerung, in der Region in der Mehrheit, in der Provinz Bozen jedoch in der Minderheit,

Keine Aufspaltung der Südtiroler Volkspartei

Es würde zu weit führen, wollte man in diesen Erscheinungen vor den Gemeindewahlen schon eine Aufspaltung der Südtiroler Volkspartei erblicken. Das Blatt „Der Südtiroler“, ein offenbar stark links orientiertes Organ, bemüht sich zwar sehr, den Einfluß der „Einparteindiktatur“ der Südtiroler Volkspartei zu untergraben. Die in den unabhängigen Listen erscheinenden Kandidaten jedoch wollen — wie sie selbst sagen — nichts anderes, als aufmerksam machen, daß der deutsche Bevölkerungsteil noch über ein Kräfte-reservoir verfügt, das — wenn auch dem Führungstab der Südtiroler Volkspartei fernestehend — genügend geeignete Männer enthält, öffentliche Aufgaben zu erfüllen, und es liegt nicht in ihrer Absicht, sich in der großen Südtiroler Politik von der Haltung der Südtiroler Volkspartei zu distanzieren. Was sie damit meinen beziehungsweise wie sie sich das vorstellen, ist allerdings schon deshalb unklar, weil über die sogenannte „große Südtiroler Politik“ auch innerhalb der Südtiroler Volkspartei ver-

sieht sich durch den die ganze einheimische Bevölkerung umfassenden Block der Südtiroler Volkspartei nicht nur in seiner Vormachtstellung bedroht, sondern in seiner wirtschaftlichen und ethnischen Entfaltungspolitik gehemmt. Daher war er von Anfang an bestrebt, in die Front der Südtiroler einen Keil zu treiben. Diesem Versuch widerstand das Südtiroler Volk in der richtigen Erkenntnis, daß es nur in der Einigkeit die Kraft zur erfolgreichen Verteidigung seiner ethnischen, wirtschaftlichen und politischen Rechte finden könne. Um sich nun selbst mehr zu stärken, sann italienische Politiker darauf, auch ihrerseits von der partei-lichen Zersplitterung abzugehen und sich wenigstens in Südtirol zu einem Block zusammenzufinden. Zu diesem Zweck wurde die „Unione Alto Atesina“ gegründet, zu deren vornehmsten Mitarbeitern Dr. Facchin, der christlich-demokratische Parlamentsabgeordnete Südtirols, und Angelo Donati, der Leiter derselben Partei von Gries, gehören. Dieser Verband hat sich nicht durchzusetzen vermocht, er wurde vielmehr von den Vertretern anderer italienischer Parteien angegriffen und als ein „Verband weniger Irreführer“ (L'Adige) lächerlich gemacht. Heute ist man auf italienischer Seite der Ansicht, daß es nicht nötig sei, sich selbst zu einer Front zu einen, da man trotz anfänglicher Enttäuschungen nunmehr mit einer Aufspaltung der Südtiroler Volkspartei rechnen zu können glaube.

Tatsache ist, daß in einer Reihe von Gemeinden, wie besonders in Meran, Lana, Schönnau, Naturns, Kastelruth und Graun neben den Listen der Südtiroler Volkspartei auch Listen unabhängiger Kandidaten für die Gemeindewahlen eingereicht worden sind. In anderen Gemeinden, wie Brixen und Bruneck, kamen zwar Einheitslisten zustande, jedoch sah sich die Südtiroler Volkspartei genötigt, in ihre Listen auch unabhängige Kandidaten aufzunehmen. In einigen anderen, vorwiegend bäuerlichen Gemeinden, wie besonders in Deutschneun, konnte die Südtiroler Volkspartei den Einfluß der Unzufriedenen überwinden und ihren Vorrang durch geheim durchgeführte Vorwahlen bestätigen.

schiedene Auffassungen bestehen, die zwar nicht in offenbarem Gegensatz zueinander stehen, aber doch um den geltenden Einfluß innerhalb der Partei ringen.

Da ist vor allem der liberale, mehr wirtschaftlich orientierte und daher dem italienischen Einfluß naturgemäß leichter zugängliche Kreis der Kaufmannschaft, dem seit jeher in Südtirol eine bestimmende Kraft eignete. Neben ihm steht die christlich sozialpolitisch ausgerichtete Gruppe um den Parlamentsabgeordneten Dr. Friedrich Volgger und den Regionalassessor Dr. Benedikter. Den wirtschaftlichen und sozialen Problemen fremder steht die starke, vielleicht stärkste Gruppe der Tiroler alten, christlichen Schläges mit dem Parlamentsabgeordneten Dr. Toni Ebner gegenüber, die auf eine stärkere Zusammenarbeit mit dem P.P.T.T. (Partito del Popolo Trentino Tirolese) hinarbeitet und ihren Bemühungen durch die Herausgabe des italienisch gedruckten Blattes „La Voce della Montagna“ nach außen Nach-

STIMMEN

über Österreich

Kritische Blätterstimmen, die wir an dieser Stelle zur Beurteilung unserer Stellung im Auslande teilweise auch veröffentlichten, stellen nicht die Meinung der Redaktion dar, sondern dienen lediglich zur Information unserer Leser.

„Die Österreichische Furche“

Zum Besuch des Bundeskanzlers in England schreibt die Londoner unabhängige Zeitung „The Times“ vom 7. Mai 1952:

„Österreich ist nicht schuld an der gegenwärtigen Lage, die ihm so schwere Prüfungen auferlegt. Wenn es noch immer ein besetztes Land ist, so deshalb, weil die Mächte, die ihm seine Unabhängigkeit versprochen haben, untereinander uneins sind. Ihr Zwiespalt lastet unausweichlicherweise sehr schwer auf dem österreichischen Volk und stellt sehr hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit und Entschlußkraft seiner Führer, die seit sieben Jahren noch nie frei waren vom sowjetischen Druck. Bisweilen automatisch wirksam, bisweilen mit überlegter Absicht ausgeübt, dauert dieser Druck auch heute noch an; gelegentliche Verhaftungen und Entführungen, Beschlagnahme von Grund und Boden und anderen Vermögenswerten, die offizielle sowjetische Obstruktion, die sich gegen die Verbindungen Österreichs mit der Außenwelt richtet, all das erinnert immer wieder daran, daß die Österreicher nicht umhin können, bei allen ihren Berechnungen das Verhalten der Sowjetmacht einzukalkulieren.

Angesichts dieser Tatsachen sind die Stabilität der österreichischen Regierung und ihr erfolgreiches Bemühen um die Aufrechterhaltung ihrer Handlungs- und Gedankenfreiheit um so eindrucksvoller. Dr. Figl ist der Baumeister einer Koalition, die seit 1945 Bestand hat. Um die Bedeutung des von ihm Erreichten zu erkennen, braucht man nur einen Vergleich zu ziehen zwischen der Haltung der ÖVP und jener der ungarischen Partei der Kleinen Landwirte gegenüber einer numerisch geringfügigen, aber aggressiven kommunistischen Partei, oder zwischen dem zähen Zusammenhalten seiner Koalition und der Zersplitterung und Auflösung des demokratischen Lebens in Ungarn. Ohne Zweifel, seine Errungenschaften wären nicht möglich gewesen... wenn es den österreichischen Führern an beherrschender Ausdauer gefehlt haben würde, oder an der Bereitschaft, persönliche Risiken in Kauf zu nehmen...“

druck verleiht. Dieser Gruppe gegenüber steht jene der Intelligenz um den Regionalratspräsidenten Dr. Silvius Magnago, einem Exponenten der seinerzeitigen Deutschlandopferanten und Kriegsversehrten des zweiten Weltkrieges, welche für die Aufrechterhaltung des Einvernehmens mit der Democrazia Cristiana eintritt, da man nach ihrer Meinung nur mit dieser stärksten Partei Italiens in Rom Südtirols Interessen erfolgreich vertreten, ja nur mit dieser die Autonomie Trentino — Südtirols auf die Dauer legitimieren könne.

Das Südtiroler Volk weiß von diesen auseinanderstrebenden Auffassungen wenig, spürt jedoch ihre Auswirkungen. Die wirtschaftlich Starken empfinden die Verpflichtung zur Wiederselbsthaftmachung der Rückgewanderten als Belästigung, als Störung, zumal diese als wirtschaftlich Schwache zu gewissen Radikalismen neigen. Die wirtschaftlich Schwachen fühlen sich abgestoßen, da die Südtiroler Volkspartei nach ihrer Meinung sich mit sozialpolitischen Sorgen überhaupt nicht belaste und darüber hinaus den sozialpolitisch interessierten Abgeordneten Dr. Volgger gerne in den üblen Geruch der Hinneigung zu kommunistischen Ideen setze. Die besonders tirolisch orientierten Kreise werden durch die in nationalen Belangen immer wieder an den Tag gelegte Nachgiebigkeit der Südtiroler Volkspartei in Harnisch gebracht. Ein Teil der Intelligenz wieder lehnt die „Halsstarrigkeit“ der Südtiroler Volkspartei in nationalen Dingen ab und empfindet ein stärkeres Zusammengehen mit den Italienern, selbst wenn dies unter empfindlichen Opfern an hergebrachtem Tirolertum zu erkaufen wäre.

Die geschilderte Mißstimmung erkennend, haben italienische Linkskreise versucht, eine billige Ernte hereinzubringen. Das seit einem halben Jahr erscheinende,

DIE ÖSTERREICHISCHE
FURCHE

17. MAI 1952

NUMMER 20 / SEITE 3

deutsch gedruckte und von Einheimischen redigierte Blatt „Der Südtiroler“ hätte es gewiß erreicht, die wirtschaftlich Schwachen, besonders die enttäuschten Rück-siedler zu gewinnen, wäre nicht die Friedenstaube allzu früh aus dem Käfig entlassen worden. Eine deutsch-italienische

Verbrüderungsgruppe scheiterte schon daran, daß man glaubte, auf den Werbeschild den Namen des sozialistischen Regionalrats Caminiti setzen zu müssen.

Der 25. Mai wird zeigen, wie weit und in welchen Gemeinden der Wunsch nach

Erneuerung der Südtiroler Front lebendig ist. Er wird daher in der Geschichte Südtirols unter Italien nicht nur als Tag der ersten Kommunalwahlen seit 1926, sondern auch als Tag innerlicher Umgestaltung und neuer Kräftigung des Südtiroler Volkes genannt werden.

den letzten Jahren stark ausgebauten Holzverarbeitenden Industrie und der gesamten Bauwirtschaft, der sich aus der Tatsache ergibt, daß fast jede Erfindung, jedes neue Bauverfahren letzten Endes zu einem Mehrverbrauch von Holz führt.

3. Die Not vieler Bergbauern, für die die Holzerlöse meist noch die sichersten Einnahmen darstellen.

4. Der stark angestiegene Holzpreis (Index gegen 1914: 21,0), der hohe Abgaben günstig erscheinen läßt, denn „so hohe Preise kommen nicht wieder, sie müssen daher ausgenützt werden“!

5. Das gedankenlose Festhalten an einem viel zu hohen Holzverbrauch, der vielleicht in jener, nun aber schon so lange zurückliegenden Zeit verständlich war, als das Holz frei in beliebigen Mengen zur Verfügung stand und tatsächlich unanbringlich war, jeder Nagel aber hingegen um das so rare Geld eingehandelt werden mußte.

Was kann nun unter den bestehenden Verhältnissen getan werden, um die Lage wirksam zu verbessern?

Wald in Not

Holzverbrauch und Zuwachs: eine empfindliche Gleichgewichtsstörung

Von Dr. Ing. Hermann Kallbrunner

Die Ausfuhr Österreichs an Holz und Holzserzeugnissen spielt im Handelsverkehr eine außerordentlich große Rolle. Nach den „Statistischen Nachrichten“ (Heft 4) wurden beispielsweise im März 1952

	Meter-zentner	Wert in Mill. Schilling
Holz	1.417.694	190.702
Papierzeug	55.239	39.959
Pappe	14.973	5.683
Papier	90.407	66.903
Papierwaren	883	1.420
Möbel aus Holz	98	0.131
ander Holzwaren	38.891	12.628

ausgeführt, insgesamt also Erzeugnisse im (vorsichtig berechneten) Gesamtwert von 317.426 Millionen Schilling, das sind rund 34 Prozent des Wertes aller überhaupt aus Österreich ausgeführten Waren. Gewichtsmäßig steigt der Anteil sogar auf nahezu 42 Prozent an. Es sind dies Leistungen unserer Forstwirtschaft, die die vollste Beachtung und Wertschätzung aller verdienen sollten, die aber leider in krassstem Gegensatz zu den Leistungen und Aufwendungen stehen, die ihr von allen Seiten zuteil werden.

Die Holzausfuhr Österreichs hat aber neben dieser so sehr beachtlichen Seite noch eine andere, weniger erfreuliche: sie wird nämlich nur dadurch ermöglicht, daß, um daneben auch noch den großen inländischen Holzbedarf zu decken, weit mehr Holz geschlägert wird, als in der gleichen Zeit zuwächst, daß also, da weit höhere Beträge aus der Sparkasse Wald entnommen werden, als Zinsen hinzukommen, schonungslos auch das Kapital — und zwar in immer höherem Maße — angegriffen wird. Auf diese Weise verringert sich, da auch die Aufforstungen mit den Schlägerungen nicht immer Schritt halten, der jährliche Zuwachs. Und so kommt es, daß insbesondere in der Nähe der die Holzverwertung so sehr erleichternden Verkehrswege „richtige“ Wälder mit schlagbaren Beständen immer seltener werden und daß für sehr viele Jungwüchse ein neues Wort Geltung besitzt: „Ich sehe wohl einen Wald, aber keine Bäume!“

Zugegeben, es gibt noch — fernab von Straßen und Bahnen — gute Wälder. Man ist aber mit Eifer daran, auch diese mit neuzeitlichen Bringungsverfahren zu erschließen, das heißt — auch in diesen den Ausverkauf des Holzes in die Wege zu leiten. Ein hartes Wort! Aber es trifft zu! Denn wir sind auf dem besten Wege, einen unserer reichsten Schätze, das „grüne Gold“, einem Ausverkauf zuzuführen, und dies in einem Zeitpunkt, in dem der Holzvorrat der Welt immer knapper, die Nachfrage immer drängender wird!

Aber wir stehen nicht nur vor einer argen Minderung unersetzlicher Werte, wie sie sich zur Zeit auch durch die Erschöpfung unserer meisten Kohlenvorkommen ergibt — das wäre schließlich nur eine Angelegenheit der Waldbesitzer —, sondern auch vor einer nicht wieder gutzumachenden Schädigung unserer gesamten Wirtschaft, um nicht zu sagen, vor einem gefährdenden Angriff auf unsere Daseinsbedingungen. Denn vergessen wir nicht: Der Wald hält die Erde und die Regengüsse über dem Gestein fest! Er verhindert so die Verkarstung und das Versiegen der Quellen, das Entstehen von Hochwässern und darauffolgenden Dürrezeiten, von Lawinen und Vermurungen. Dadurch macht er den Betrieb der Landwirtschaft möglich, die Gewinnung von Kraft und elektrischer Energie, die Versorgung der Siedlungen mit Wasser, kurz die gesamte Kultur.

Man wird diese Ausführungen vielleicht als übertrieben, ängstlich und schwarzseherisch ansehen. Leider besitzen wir aber Beispiele genug, die zeigen, wie jeder Waldverwüstung nur zu rasch eine völlige Zerstörung aller Lebens-

bedingungen folgt: im Karst der einstigen Kronländer südlich der Save, um nur ein besonders krasses Beispiel aus der österreichischen Nachbarschaft anzuführen, aber auch auf der Rax und dem Schneeberg! (Ansätze zu solchen Verwüstungen können wir aber auch schon im Weichbild Wiens feststellen, so zum Beispiel auf dem Leopoldsberg.)

Soll nun das Wort „Gott schuf die Welt, der Mensch die Wüste“ nicht auch bei uns zur bitteren Wahrheit werden, so muß dringendst das Gleichgewicht zwischen Holzverbrauch und Holzzuwachs wiederhergestellt und ein Weg gesucht werden, um die in den Waldbeständen gerissenen Lücken nach Möglichkeit zu schließen, noch ehe größere Schäden entstanden sind.

Die Lage, in der wir uns befinden, ist außerordentlich schwierig, dazu auch nicht leicht zu übersehen, da die Schätzungen sowohl des Holzzuwachses als auch des Holzverbrauches ziemlich weit auseinandergehen. Man dürfte aber nicht sehr weit fehlgehen, wenn man den jährlichen Holzzuwachs mit 8¼ bis 8½ Millionen Kubikmeter, den Umfang der Schlägerungen aber mit 10½ bis 12 annimmt, wobei noch feststeht, daß die Tendenz beim Zuwachs eine weiter fallende, beim Verbrauch aber eine weiter steigende ist.

Wie kommt es nun zu dieser unheilvollen Entwicklung, die auch dann noch immer gefährlich genug ist, wenn der Holzzuwachs vielleicht doch ein wenig größer, der Verbrauch hingegen ein wenig geringer wäre?

Die Ursachen des steigenden Holzverbrauches sind im wesentlichen folgende:

1. Das hohe Interesse unserer Handelspolitik, die gerade hier, bei dem enormen und ständig steigenden Holzbedarf der ganzen Welt günstigste und überaus bequeme Möglichkeiten sieht, reiche Erlöse für ausgeführte Güter hereinzubekommen.

2. Der rasch zunehmende Bedarf der in

Die Technik hilft Holz sparen

Eine fühlbare Einschränkung der Holzausfuhr wird sich unter den gegebenen Verhältnissen kaum durchführen lassen, um die bestehende Kluft zwischen den Werten der Ein- und Ausfuhr nicht noch zu vergrößern. Nur müßte es unseren Handelspolitikern klarwerden, daß sie mit ihren Bemühungen, die Holzausfuhr zu fördern, offene Türen einrennen, da ja der Bedarf der Welt riesengroß ist, der Wettbewerb der wenigen heute noch holzausführenden Staaten höchstens vorübergehend störend wirken kann, und daß es dringendst an der Zeit ist, Holz überhaupt nur mehr in weitestgehend verarbeitetem Zustand auszuführen, um neben dem Rohstoff Holz tunlichst auch noch durch viele Arbeitsleistungen zu verdienen. (Es sollte zum Beispiel nicht mehr vorkommen, daß — wie erzählt wird — die sich langsam entwickelte Ausfuhr von Bestandteilen fertiger Holzhäuser aufhörte, da diese heute in Italien aus österreichischem Holz hergestellt und von dort aus in die Welt verschickt werden.)

Auch die Belieferung der Holzverarbeitenden Industrie darf — aus Gründen, die hier wohl nicht näher besprochen werden müssen — nicht gedrosselt werden. Es müßte nur — mehr als es zur Zeit der Fall ist — darauf gesehen werden, daß auch alle Abfälle, die sich zum Beispiel beim Verschnitt ergeben, restlos ausgenützt werden, was beim heutigen Stand der Technik bei einer einigermaßen entwickelten Organisation sehr gut möglich wäre.

Leider lassen sich die Notverkäufe unserer Bergbauern auch nur schwer einschränken, da diese eben auf diese Eingänge angewiesen sind. Es ist nur notwendig, sie nach Möglichkeit zu unterstützen, damit sie durch Übernahme der Schlägerung und Aufarbeitung des Holzes an Stelle der bescheidenen „Am-Stock-Preise“ entsprechend höhere für gut ausgeformte, richtig sortierte, bis zur Säge oder zum Bahnhof gestellte Ware erhalten, wodurch sie — bei Schonung ihrer meist schon viel zu viel angegriffenen Waldbestände — zumindest den gleichen

Briefe AN DEN HERAUSGEBER DER „FURCHE“

Verantwortung vor der Zeit oder Publikumerfolg?

Sehr geehrter Herr Herausgeber!

Gestatten Sie mir, der Antwort des stellvertretenden Direktors vom Theater an der Wien, Dr. Reif-Gintl, auf den offenen Brief Andreas Razumovskys über das geistige Profil unserer Staatsoper einige kritische Erwägungen entgegenzusetzen.

Dr. Reif-Gintl führt in seiner Erwiderung sehr richtig aus, daß „ein staatlich subventioniertes Theater... unabdingbar feststehende Erziehungsarbeit zu leisten hat“, und „nichts für die Entwicklung welcher Kunstgattung immer hemmender und einschränkender (sei)... als gezwungene Unterordnung unter das künstlerische Diktat eines absoluten Staates“. Es erhebt sich nun die Frage, ob unsere Oper diese Erziehungsarbeit in den Jahren nach dem Krieg wirklich geleistet hat. Es scheint mir ein verhängnisvoller Irrtum zu sein, diese Arbeit, wie aus den Ausführungen von Dr. Reif-Gintl zu entnehmen ist, allein darin zu sehen, daß ein Standardrepertoire geschaffen und aufgeführt wird. Objekt einer solchen Erziehung können nur die heranwachsende Jugend und Schichten, die mit der Musik bisher noch nicht in Berührung kamen, sein; denn bei dem breiten Musikpublikum, für das die Werke, die ein solches Repertoire bilden, so fest zum bleibenden Musikbesitz gehören, wie gerade hier in Wien, ist in dieser Beziehung nichts mehr zu erzielen. Wie nötig aber dieses Publikum in seinem altbekannten Beharrungswillen eine Erziehung und Leitung hat, zeigen wieder sehr deutlich die Beispiele von Ablehnung der neuen Musik, die Dr. Reif-Gintl anführt und die beliebig vermehrt werden könnten. Daß diese Ablehnung, die mit der kritischen Beurteilung einzelner Werke nichts zu tun hat, nach sieben Jahren freier Kulturpolitik in so weitem Ausmaß noch vorhanden ist, beweist aber, daß die Chance nicht richtig genutzt wurde. Muß es einen nicht nachdenklich machen, daß der heutige Spielplan unserer Oper in den Grundzügen wenig anders aussieht wie zur Zeit einer totalitären Kunstpolitik? Daran ändert auch die Aufführung der angeführten Werke nicht viel, die — bewußt oder

unbewußt — Randerscheinungen blieben und nun einmal nicht, wie Dr. Reif-Gintl selbst zugibt, fest im Repertoire stehen. Es drängt sich fast der Schluß auf, daß an die Stelle der Kunststiktatur eines totalitären Staates die Diktatur des breiten Publikums getreten ist, die mit der Zeit ebenso „hemmend und einschränkend“ wirken muß wie die gleichfalls „konservative“ totalitäre Kunstpolitik.

Es kann daher nie die vornehmliche Aufgabe einer verantwortungsbewußten Leitung unserer Staatstheater sein, den Neigungen des breiten Publikums so weit entgegenzukommen, daß sie „für jeden etwas“ in möglichst vollendeten Aufführungen bringt. Es ist vielmehr von der Kulturpolitik eines freien Staates zu fordern, daß seine Bürger gerade auch durch das Medium der Kunst planvoll und bewußt dahin geleitet werden, die Gefahren und Probleme ihrer Zeit zu erkennen und sich mit ihnen zu beschäftigen, um sie bewältigen zu können, und nicht dem Vorschub zu leisten, was die zeitgenössische Kulturkritik „Escapismus“ nennt. Denn wie soll anders verhindert werden, daß die Kultur des einzelnen und damit letztlich auch die Kultur des Staates erstarrt, steril wird und schließlich abstirbt? Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, wie sehr sich die Anzeichen dieses Vorganges in unserem Lande häufen, und wie lebensnotwendig es ist, diesen Prozeß aufzuhalten.

Dies kann auf dem Sektor der Kunst nur bedeuten, daß die Werke der Zeit nachdrücklich an das Publikum herangebracht und immer wieder zur Diskussion gestellt werden, mögen sie auch problematisch sein. Das dem bisher nicht so war, wird auch Dr. Reif-Gintl nicht bestreiten. Wenn man den Ernst dieser Forderung im Blick auf die Zukunft richtig bedenkt, wird hinter dieser größeren Aufgabe vielleicht auch das Ziel eines einwandfreien Ensembletheaters mit vollendeten Aufführungen zurücktreten müssen, wenn schon beide Ziele nicht vereint werden können.

Das hat mit Parteitheater, in dem von Dr. Reif-Gintl gemeint Sinn, nichts zu tun. Kein Einsichtiger wird heute noch behaupten, daß es sich bei der sogenannten musikalischen „Moderne“ um eine verein-

zelte avantgardistische Richtung handelt. Sie ist einfach die einzig verantwortungsbewußte Auseinandersetzung mit unserer Zeit auf musikalischem Gebiet, die wieder selbst in viele Richtungen zerfällt, von denen keine bevorzugt zu werden braucht. Ebensovienig kann die Aufführung von anerkannten Werken der „Moderne“ der letzten vierzig Jahre, worin die gedachte Erziehungsarbeit wohl zunächst bestehen müßte, noch als künstlerisches Experiment bezeichnet werden. Sie ist lediglich ein budgetäres. „Es muß aber mit aller Entschiedenheit der Ansicht entgegengetreten werden, daß die Programmgestaltung ausschließlich von diesem Gesichtspunkt durchgeführt wird.“ Wir wollen es glauben.

Es wird kein Vertreter des Neuen bestreiten, daß daneben ein Staatstheater die Aufgabe hat, auch ein Standardrepertoire im herkömmlichen Sinne zu spielen. Es ist die Aufgabe des Staates, wie auf den Gebieten der anderen Kunst, auch in der Musik die bleibenden Werte der Vergangenheit im Museum zu erhalten, im Museum, das gar nicht notwendig verstaubt zu sein braucht — wer denkt beim Betrachten der Werke der alten Meister in den Museen der bildenden Kunst an Verstaubtheit? —, das aber auch frei von Staub gehalten werden muß.

Die Schwierigkeiten, die Dr. Reif-Gintl aufzeigt, sollen nicht unterschätzt werden. Ein Blick auf den Spielplan der westdeutschen Staatsoptern, die gewiß nicht mit geringeren Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hatten, zeigt aber, daß eine fruchtbringende Erziehungsarbeit auch heute möglich ist. Schließlich beweist die planmäßige und entbehrungsreiche Arbeit eines Wiener Konzertinstituts, das in den letzten Jahren eine gar nicht kleine „erzogene“ Gemeinde herangebildet hat, daß so etwas auch bei dem Wiener Musikpublikum nicht unmöglich ist.

Von Seiten der Operndirektion wird versichert, daß die richtige Gesinnung vorhanden sei. Bei der freien Leitung eines bedeutenden Theaters ist vorzusetzen, daß ihr das Werk entspricht. Entscheidend für ja oder nein, besonders in der Nachwelt, wird immer die Leistung bleiben. Möge sie so sein, daß in Zukunft ein vorbehaltloses Ja nicht schwerfällt.

Dr. Heinrich Prinz Reuß,
Wien III, Dannebergplatz 15/9

Der Kristall

LITERARISCHE BEILAGE

Das Sterben des Marschalls

Von Professor Dr. Ferdinand Sauerbruch

In meiner Berliner Zeit, im Frühjahr 1934, erkrankte Reichspräsident Paul von Hindenburg, siebenundachtzigjährig, an einem Altersleiden, das in einer für Deutschland sehr kritischen Zeit, zu seinem Tode führen sollte.

Bis zu diesem Zeitpunkt kannte ich den alten Herrn nur von offiziellen Gelegenheiten her. Die letzten drei Monate vor seinem Hinscheiden habe ich ihn fast täglich besucht. Diese Besuche beschränkten sich üblicherweise nur auf einen kurzen Austausch höflicher Phrasen:

„Wie geht es Ihnen, Exzellenz?“

Und etwa:

„Ich danke Ihnen, Chef, leidlich.“

Der Reichspräsident war in dieser Zeit noch nicht bettlägerig, litt jedoch anfallweise sehr große Schmerzen. Ich konnte mich keinem Zweifel darüber hingeben, daß die Lebensstage des alten Herrn gezählt waren. Von Anfang an mochte er mich gern, und wir kamen bald in ein vertrauliches, freundschaftliches Verhältnis zueinander. Ich nannte ihn „Exzellenz“, und er nannte mich „Chef“.

Ich war nicht eigentlich der Leibarzt von Hindenburg. Das war Professor Adam, Facharzt für sogenannte physikalische Heilmethoden. Aber als der einmal verhindert war und nicht zur Visite erschien, sagte der Generalfeldmarschall zu Josef Schmidt:

„Heute müssen Sie den Professor Adam ersetzen und mir den Puls zählen.“

Das geschah an einem Tag, an dem Hindenburg mit seinem Pfleger Josef Schmidt böse war. Der hatte nämlich ohne Wissen des Kranken einen Anzug des Reichspräsidenten zum Reinigen geschickt. Hindenburg wurde ärgerlich und sagte:

„Josef, das geht nicht! Das ist zu teuer. Sie wissen doch, ich bin ein armer Mann!“

Es war ganz schrecklich. In dem letzten Lebensabschnitt des Reichspräsidenten drehte sich alles ums liebe Geld. Als er schon sehr schwer krank war, klagte er für eines Tages, wie schrecklich ihn der Umstand verstimme, daß ihn seine Umgebung immer mit der Frage plage, wieviel Geld er eigentlich habe. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß man ihn mit derartigen Fragen nicht belästige, und ich merkte deutlich, wie sehr ihn diese Dinge quälten. Er sagte mir einmal:

„Da kommen die unmöglichsten Leute zu mir, wollen vor meinem Tod noch Geld von mir haben und fangen ihre Ansprache mit dem Satz an: „Also, hochverehrter Herr Reichspräsident...“

Es war mir schon in der Wilhelmstraße gelungen, ihm alles mögliche fernzuhalten, was seinen Zustand verschlechtert hätte. In Neudeck war das einfacher und erfolgreicher. In seiner letzten Lebenszeit, die er dort verbrachte, hatte ich eine Krankenwache mit meinem Oberarzt Professor H. Krauß dorthin delegiert, die dabei half, ihn abzuschirmen, was natürlich mit seinem Einverständnis geschehen ist.

Der alte Herr hatte ein ausgesprochen starkes Gefühl für die Würde seines Amtes. Bei einer Gelegenheit — er bewohnte noch das Palais des Reichspräsidenten in der Wilhelmstraße — brachte er mich völlig außer Fassung.

Viele führende Persönlichkeiten des Dritten Reiches wollten sich in diesen Zeitläuften mit dem Reichspräsidenten über die ungeklärte Lage besprechen. Er lehnte es meines Wissens immer ab, die Besucher zu empfangen, und war auch tatsächlich nicht dazu in der Lage. Ein-

mal aber galt es, wenn ich mich recht erinnere, handelte es sich um die Ernennung Papens zum Gesandten in Wien, ein Dokument von Hindenburg unterschreiben zu lassen. Es ging ihm damals schon sehr schlecht, und ich weilte gerade bei ihm. Man rief mich aus dem Krankenzimmer und informierte mich über den Sachverhalt. Ich nahm die Mappe mit dem Dokument und einem Füllhalter, ging ins Krankenzimmer zurück und bat ihn, die Unterschrift zu leisten.

Hindenburg sah auf das Dokument, blickte zu mir auf und schüttelte den Kopf. Er murmelte:

„Aber, was denken Sie denn, Chef, das ist doch eine außerordentlich wichtige Sache, die kann ich nie und nimmer im Bett liegend unterschreiben.“

„Aber Sie können doch auf keinen Fall aufstehen, Exzellenz“, sagte ich.

„Aber ich muß es doch unterschreiben“, brummte er wieder. Er bestand darauf, daß wir ihm einen kleinen Tisch und einen Sessel richteten. Er bestand sogar darauf, daß wir ihn korrekt in seinen Gehrock kleideten, denn, so sagte er:

„Ich kann im Nachthemd keine Amtshandlung vollziehen.“

Anfang Juni des Jahres 1934 rief mich mein Oberarzt Professor Krauß aus Neudeck an und berichtete mir, daß es mit dem Patienten sehr schlecht stehe. Ich eilte nach Neudeck. Morgens gegen sechs Uhr kam ich an, hörte von dem Pfleger Schmidt, daß der Reichspräsident nicht schlafe, und betrat mit ihm das Krankenzimmer. Mein Patient litt sehr. Mich erschreckte das spartanische Zimmer. Sein Bett war zu kurz für ihn, sein Nachthemd zu dünn. Er klagte, daß ihm kalt sei.

„Ja, aber zum Donnerwetter“, sagte ich, „jetzt wird erst einmal ein anderes Bett beschafft, und wenn Sie frieren, Exzellenz, dann ziehen Sie doch, bitte, im Bett einen warmen Schlafrock an.“

„Ich habe noch nie einen Schlafrock besessen“, wehrte sich der Patient. „Ich bin Soldat, und Soldaten haben keine Schlafrocke.“

Energisch entschied ich: „Jetzt wird ein Schlafrock beschafft.“ Er meinte, er habe kein Geld für so etwas.

Irgend jemand — ich erinnere mich nicht mehr, wer es war — ging davon, um der Familie mitzuteilen, daß das Familienoberhaupt einen Schlafrock benötige. Josef Schmidt, dem Pfleger, war das alles zu umständlich. Er meinte:

„Chef, ich nehme einen Wagen, fahre schnell in die nächste Stadt und besorge für Exzellenz einen warmen Schlafrock.“

Während dieser Szene öffnete sich die Tür, und die jüngere Tochter Hindenburgs kam herein. Sie rief noch in der Tür stehend:

„Aber Papa, wie kannst du nur so nervös sein. Das ist doch sonst deine Art nicht. Du hast doch einen wunderbaren Mantel, den du als Schlafrock tragen kannst.“

Da sagte er:

„Ich habe keinen!“

Sie: „Ich hole dir den Mantel.“

Er: „Ich habe keinen solchen Mantel.“

Sie: „Aber Papa! Hast du das alles vergessen? Ich will ihn dir heruntermholen.“

Nach kurzer Zeit kam seine Tochter zurück und brachte einen hermelingefütterten Mantel. Ich starrte das Prachtstück an. Später erfuhr ich, was es damit für eine Bewandnis hatte. Es war ein Mitbringsel Aman-Ullahs, des Königs von Afghanistan, an Hindenburg, ein so-



Aufnahmen: Delta-Venus / Karola Czerny & Sohn

Szenenbilder aus dem Film „Das entweihte Haus“, der in Deutschland nach dem bekannten Bühnenstück „Das unheilige Haus“ von Hans Naderer gedreht und vor kurzem in München mit Erfolg uraufgeführt wurde



genannter afghanischer Königsmantel. Aman-Ullah hatte ihn bei einem Staatsbesuch mitgebracht.

Die Tochter stand im Zimmer und hielt Hindenburg den Mantel hin. Hindenburg wehrte empört ab:

„Wenn ein König einem Soldaten so etwas schenkt, einen Königsmantel, dann darf er nicht als Schlafrock verwendet werden. Der Mantel ist doch ein Symbol für die Monarchie.“

Dann begann sie zu weinen und sagte:

„So zieh ihn doch an, Papa...“

Hindenburg: „Nun laß mich zufrieden. Ich habe dir meine Meinung gesagt. Und jetzt bringst du ihn wieder hinauf.“

Die Vorgänge um den sogenannten „Röhm-Putsch“ nahmen den Reichspräsidenten sehr mit. Er konnte sich von allem kein richtiges Bild machen, war außerordentlich beunruhigt und verlor täglich zusehends an Kräften. Ich glaube, es war am 26. oder 27. Juli, als ich wieder bei ihm war. Ich sah, daß sein Ende nahte. Da ich aber zu einer schwierigen Operation in Berlin erwartet wurde, wollte ich sie vornehmen, um dann wieder nach Neudeck zu fahren. Noch im Operationsaal erreichte mich die Aufforderung Hitlers, nach Bayreuth zu kommen, um ihn über den Gesundheitszustand Hindenburgs zu informieren. Die Zeit reichte

gerade noch aus, um den nächsten Zug zu erreichen, aber während ich nun in Richtung Bayreuth davonraste, rief Professor Krauß in meinem Hause in Wannsee an und sagte meiner Frau, es gehe mit dem alten Herrn zu Ende. Ich möge so schnell wie möglich nach Neudeck kommen.

Bei mir zu Hause wußte man, in welchem Zug ich saß. Meine Frau rief die Reichsbahndirektion an, und so kam es, daß auf irgendeiner kleinen Station der FD-Zug hielt. Auf dem Bahnsteig rief jemand: „Geheimrat Sauerbruch...“ Ich trat ans Fenster. Der Bahnhofsvorsteher holte mich aus dem Zug, riß mich über den Bahnsteig, denn aus der entgegengesetzten Richtung war gerade ein Zug nach Berlin fällig. Auch den hatte er gestoppt. So kam ich schnell zurück — über Berlin nach Neudeck.

Am Abend des 29. Juli saß ich wieder am Bett des Reichspräsidenten. Ich sah aus dem Fenster in den Garten hinaus, auf den sich langsam die Dämmerung senkte. Der Marschall rief mich:

„Chef, sind Sie noch da?“

Als ich ihn fragte, ob er Beschwerden habe, sah der alte Herr mich lange an und sagte:

„Chef, Sie haben mir stets die Wahrheit gesagt. Sie werden es auch jetzt tun.“

Ist Freund Hein bereits im Schloß und wartet?"

Es fiel mir sehr schwer, zu antworten. Ich nahm seine Hand und erwiderte:

„Nein, Exzellenz, aber er geht um das Haus herum.“

Hindenburg schwieg eine Weile, dann sagte er langsam:

„Ich danke Ihnen, Chef, und nun will ich mit meinem Herrn dort oben“ — er machte eine Bewegung mit dem Kopf — „Zwiesprache halten.“

Ich erhob mich und wollte leise das Zimmer verlassen, aber Hindenburg hielt mich zurück:

„Nein, Sie können ruhig bleiben. Ich will nur ein wenig in der Bibel lesen.“

Ich wollte den Fenstervorhang zurückziehen, um mehr Licht zu schaffen, jedoch Hindenburg hielt mich abermals zurück:

„Lassen Sie es nur so, Chef. Was ich lesen will, kann ich seit langer Zeit auswendig.“

Der alte Herr nahm das Neue Testament, das stets auf seinem Nachttisch lag, blätterte und las darin mit leiser, flüsternder Stimme, wohl eine Viertelstunde lang. Dann legte er das Buch zurück, rief mich an sein Bett und sagte leise:

„Und nun, Chef, sagen Sie Freund Hein, er kann ins Zimmer kommen.“

Am 31. Juli 1934 kam Hitler nach Neudeck, um den Reichspräsidenten zu sprechen. Dieser angekündigte Besuch machte Hindenburg sehr unruhig. Er hatte Hitler nie geschätzt, er mochte ihn gar nicht, und ich hatte den Eindruck, daß er sich vor der Unterredung mit seinem Reichskanzler fürchtete. Ich bot ihm an, behilflich zu sein. Ich könne ja telegraphieren, meinte ich, der Besuch würde dem Patienten schaden. Als Arzt konnte ich den Besuch verbieten.

Aber er antwortete mir mit einer längeren Ausführung, die mühsam von seinen Lippen kam. Zusammengefaßt war das der Inhalt seiner Worte: Er müsse Hitler sehen. Er, Hindenburg, habe schon einmal vor der Weltgeschichte

versagt, als er den Kaiser nach Doorn jagte. Aus Sorge um seine eigene Bequemlichkeit könne er nicht zum zweitenmal versagen.

Dann schloß er die Augen und fiel in einen Halbschlaf. In diesem Zustand begann er leise zu sprechen. Ich hörte, daß er sich im Geiste mit seinem ehemaligen Kaiser, mit Wilhelm II., unterhielt.

Zwischen Traum und Wachen beschwor er den letzten deutschen Kaiser, den letzten preußischen König, ihm zu verzeihen, daß er ihn damals 1918 verlassen habe und daß er dazu beigetragen habe, ihn zur Reise nach Holland zu bewegen.

Dann wechselte er seinen Gesprächspartner und bat Gott, ihm diese Sünde zu verzeihen.

Nach einiger Zeit schlug er abermals die Augen auf und fragte:

„Ach, was war denn das? Habe ich geträumt?“

Ich antwortete: „Sie haben nicht eigentlich geträumt. Sie sprachen davon, wie sehr es Sie bedrückte, daß Sie dem letzten deutschen Kaiser zur Abreise nach Holland zugeredet haben.“

Er nickte bedenklich. Die Vorgänge bei der Revolution 1918 im Kaiserlichen Hauptquartier beschäftigten ihn während der ganzen letzten Tage seines Lebens.

So kam also Hitler am 31. Juli zu Hindenburg. Aber zu einem eigentlichen Gespräch ist es nicht mehr gekommen. Zwar blieb der Reichskanzler lange allein im Zimmer des Reichspräsidenten, aber nachdem er den alten, kranken Mann verlassen hatte, sagte Hitler zu mir: „Der Herr Reichspräsident ist immer nur jeweils für eine kurze Weile voll bei Besinnung gewesen und hat mich schließlich nur noch mit ‚Majestät‘ angeredet.“ In den Vormittagsstunden des 2. August 1934 wurde Paul von Hindenburg von seinem Leiden erlöst.

Aus „Das war mein Leben“. Die Memoiren der großen Chirurgen. Kindler-und-Schirmeyer-Verlag, Würzburg.

Besuch beim Pfarrer von Ars

Von Dr. Franz Jantsch

Weil uns nichts gelingt, weder im eigenen Leben noch in unserem Werk, darum wohl haben wir eine so grenzenlose Hochachtung vor jenem Pfarrer, den man uns als himmlischen Patron gegeben hat, ich meine jenen von Ars.

Wer nur ein wenig Verhältnis zu diesem heiligen Pfarrer hat, wird die Sehnsucht nicht los, ihn an seiner Wirkungsstätte, die zugleich sein Grab birgt, zu besuchen. Im vergangenen Herbst ist mein Wunsch in Erfüllung gegangen, und ich stand an seinem Grabe.

Die Landschaft um Ars ist eigenartig. Am besten gelingt es noch Bernanos, sie in seinem Roman „Die Sonne Satans“ zu schildern. Es ist keine Ebene, es ist auch kein Gebirge, sondern flache Wellen beleben ein wenig das einförmige Land: schmale Straßen, die wenig befahren sind, führen durch die Felder und Weiden, die man nie weit übersieht. Gebüsch steht da und kleine Baumgruppen und selten einmal ein Dorf. Die Dörfer haben alle etwas Verwahrlostes, zumal wenn man aus der sauberen Schweiz kommt.

Ars ist nicht anders. Es hat heute 363 Einwohner mit zwei kleinen Hotels für die Fremden. Es kommen nicht allzu viele, meist Ausländer, die per Auto durchfahren. Nach allem, was ich gesehen habe, sind die Leute nicht sehr fromm, der hl. Pfarrer ist schon zu lange tot. Einer von den Brüdern, die in der Sakristei Dienst machen, widersprach mir zwar ein wenig, doch das glaubte er dem Ruf des Ortes schuldig zu sein.

Auch die Kirche macht keinen guten Eindruck. Sie besteht aus zwei Teilen, der alten Kirche und dem Anbau, der sogenannten Basilika, die aber in Wirklichkeit auch nur ein winziges Kirchlein ist. Die alte Kirche hat einen hölzernen Fußboden und eine flache Decke. An den Wänden hängen nichtssagende Bilder und Erinnerungstafeln. Alles hat kein Format. Die Wände haben eine Holzvertäfelung, um die Feuchtigkeit zu verbergen. In winzigen Seitenkapellen stehen kitschige Altäre, einer davon ist der hl. Philomena geweiht.

Vorne stehen Kniesessel, zehn rechts und zehn links, weil nicht mehr Platz haben, dahinter vier Bänke, das ist alles.

Rechts vorne geht man in die kleine Sakristei. Im Gang, an der Wand steht der berühmte Beichtstuhl des Heiligen. Nie sah ich einen armseligeren. Er ist offen, eigentlich nichts anderes als ein roher Stuhl mit höheren Brettern rechts und links. Weil die Pilger sich Splitter als Andenken herausgeschnitten haben, hat man ihn später mit einem Drahtnetz überzogen.

Ich habe ihn ehrfürchtig betrachtet und mich dann hineingesetzt mit dem schlechtesten Gewissen der Welt. Mein Gott, was bedeuten meine Beichten, ich meine jene, die ich abnehme, vor seinen. Bei ihm ist immer etwas geschehen, da war die Beichte Einbruch Gottes in ein Menschenherz, und bei mir gehen die Sünder so kalt weg, wie sie gekommen sind.

Ich glaube, das Wichtigste bei der Beichte ist die Geduld. Daß man nur da ist, ohne Hast, und die Leute sich ausreden läßt. Freilich, wie wenig disponiert sind auch unsere Beichtleute. Das geht alles so nach der Schablone, immer dasselbe, was sie sagen, immer der gleiche Typ von Menschen, die im Grunde sich doch als gerecht empfinden und zu keiner herzhaften Anklage fähig sind. Selten einmal eine Ausnahme.

Also ich setzte mich in den Beichtkasten hinein. Aber, ich will es nicht verschweigen, er war mir zu eng. Ich stand an beiden Seiten an. Ein Geistlicher sollte nicht dick sein. Wer könnte sich den hl. Pfarrer von Ars vorstellen als einen Schwergewichtler von 100 Kilogramm! Mein Bruder erzählte einmal: „Da kam ich in eine Kirche, da predigte so ein fetter Kerl. Das war mir derart widerlich, daß ich gleich wieder hinausging.“ Das ist bestimmt zu hart, aber etwas ist dran. Freilich kann einer — ohne Verdienst — mager und noch widerlicher sein.

Hier ist also der Pfarrer von Ars gesessen vom frühesten Morgen an. Hier hat er einen Großteil seines Lebens verbracht, hier sind die Besten der Nation vor ihm gekniet. Welche furchtbare Sünden sind durch dieses Fensterchen geflüstert worden, wieviel heilende Kraft ging von diesem Stuhle aus!

Aber zugig und feucht ist es dort, finster und ungemütlich.

Vianney hat das alles vielleicht gar nicht gesehen, er war so innerlich, daß ihm das alles nichts mehr gemacht hat.

Oder vielleicht hat auch er darunter gelitten und hat es gerne getragen.

Genug vom Beichtstuhl. Die Kanzel ist ein kleiner Holzkasten, der an der Wand steht. Ich stieg nicht hinauf, aber es muß angenehm von dort aus zu reden sein, man ist mitten unter den Leuten; eine solche Kanzel ist mehr für Konferenzen als für laute Predigten.

Dann tritt man durch den Bogen in die neue Kirche, die erst später von Bossan im romanischen Stil als Zentralbau errichtet worden ist. In der Mitte steht ein Baldachinaltar, der von einem Kapellenkranz umgeben ist. Das Ganze ist sehr klein und sieht aus wie eine Kapelle in einem Frauenkloster.

Ziemlich ratlos ging ich herum. Da stand ich plötzlich vor jener Altarnische, in der der Heilige liegt.

Die Franzosen wollen ihre Heiligen so erhalten, wie sie gelebt haben. Daher werden die Leichname kunstvoll präpariert und mit Wachs überzogen, so daß sie wie eben gestorben auch noch nach hundert Jahren vor uns liegen. So liegt die kleine hl. Theresia in ihrem Glas-

Aus dem Antlitz sprach eine große Güte und Bescheidenheit, aber auch ein abgründiges Wissen um die letzten Geheimnisse des Daseins sprach aus ihm.

„Beten wir ein Vaterunser“, sagte der Kollege, „daß wir bessere Pfarrer werden.“

Nie werde ich dieses Vaterunser am Grabe unseres Standespatrons vergessen! Es war schön bei dem Heiligen, aber auch anstrengend.

„Wenn man ihn öfter sähe, könnte man nicht so weitertun, mein Lieber“, sagte der Genosse, ebenso für sich wie für mich.

Dann sahen wir uns noch den Pfarrhof an. Er liegt gleich neben der Kirche und ist ein winziges Häuschen. Er ist gut erhalten, man hat nichts verändert. Die Zimmerchen sind klein und überaus nieder. Sie sind altväterisch und primitiv eingerichtet. Man sieht noch den berühmten Topf, in dem er seine Kartoffeln für die ganze Woche vorausgekocht hat, man sieht seinen Talar.

Hier steht das Bett, in dem er wahrscheinlich nur drei oder vier Stunden täg-

PETER LIPPERT S. J.

Aber diese Christen...

In einem Psalm heißt es: Laßt uns niederfallen und weinen vor Gott unserem Herrn, denn er hat uns gemacht und wir sind sein Volk und seine Herde, die ihm gehört. Warum sollen wir denn weinen, wenn Gott uns gemacht hat? Aber wahrhaftig, da ist ein Grund, nicht nur zum Weinen, sondern zum Erschrecken. Er hat uns geschaffen, wir sind die Gebilde seiner Hand, wir gehören ihm, wie ein Kunstwerk dem Künstler gehört, wir gehören ihm, wie ein Volk seinem Herrn und Führer gehört. Sein Name ist über uns angerufen, seine Banner wehen über uns. So fällt es also auch auf ihn zurück, wie wir sind und wie wir werden. Wenn man die Menschen ansieht, dann muß man sagen: Seht, so ist das Volk Gottes, so sind die Geschöpfe Gottes, so sind die Meisterwerke Gottes, so sind die Gläubigen Gottes, so sind die Erlösten Gottes. Die Schlußfolgerung müßte dann auch lauten: So ist also auch Gott, ihr Schöpfer und Herr, Gott, der sie in seinen Gedanken trug und der sie in Wirklichkeit setzte. Wenn wir das hören, wollten wir da nicht schambedeckt uns auf die Erde werfen und weinen vor ihm und ausrufen: Nein! Nein! So bist Du nicht, unser Herr und Erschaffer! So bist Du nicht, unser Heiland und Erlöser, wie wir sind! Das darf man Dir nicht nachsagen! Nicht gelästert, sondern geheiligt werde Dein Name!

Hier ist eine der schwersten und schrecklichsten Fragen, die es gibt: Gott hat uns zu seiner Ehre, das heißt als Ausdruck seiner göttlichen Herrlichkeit und Größe, als Ausdruck seiner Gestalten und seiner Liebe geschaffen. Aber gereichen die Menschen auch wirklich Gott zur Ehre? Kann er Ehre mit ihnen einlegen? Muß man den Vater preisen, der im Himmel ist, wenn man seine Kinder sieht? Muß man dem Heiland danken, wenn man seine Erlösten sieht? Muß man an die Kirche glauben, wenn man die Katholiken sieht? Muß man die Religion verehren, wenn man die Frommen sieht?

Dieses Problem kann nicht gelöst, sondern nur aus dem Wege geräumt werden. Das muß von jedem einzelnen für sich geschehen: soweit es an ihm liegt, keinen Schatten fallen zu lassen auf seinen Gott und Herrn. Jeder Sorge dafür, so zu sein und so zu werden, so zu leben in jeder Stunde, in jedem Kreis, in jeder Krisis, daß die Menschen, die ihn sehen, den Vater preisen, der im Himmel ist.

Aus „Vom Gesetz und von der Liebe“, Ars-sacra-Verlag, München.

schränk in Lisieux, Franz von Sales und Johanna Franziska Chantal in der Heimsuchung in Annecy, so der Pfarrer von Ars in seiner Kirche.

Ich staunte, wie klein der Pfarrer ist. Er hat die priesterlichen Gewänder an, den Talar mit Chorrock und Stola. Sein Haupt liegt auf einem Kissen.

So schmal, so arm, so bescheiden liegt der große Heilige da, daß man ihn nicht ohne Rührung ansehen kann.

Und sein Gesicht: es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem einer guten, alten Großmutter. Der Mund ist eingefallen wie bei alten Leuten, die keine Zähne mehr haben. Klein ist das Kinn, groß aber die Augen und weit gewölbt die Stirne. Vorne auf der Stirne hat er nur wenig Haare, hinten aber hängen sie in weißen Strähnen in den Nacken.

Ich mußte ihn immer wieder ansehen und ich war tief erschüttert. Wahrhaftig, das ist das Gesicht eines Heiligen.

Neben mir stand ein anderer Pfarrer, der ihn ebenso schweigend betrachtete wie ich. Dann sagte er: „Der hat von Gott etwas gewußt. Wir reden nur von ihm. Ihm war Er Wirklichkeit.“

Er meinte, daß Vianney ständig unter dem Eindruck Gottes stand. Daß er eine enorme Erfahrung von der übernatürlichen Welt hatte.

lich geschlafen hat, hier hängen die Heiligenbilder an der Wand, die er des Nachts ansah, wenn er nicht einschlafen konnte, weil die Nerven von den 11 bis 15 Stunden im Beichtstuhl aufgepeitscht waren.

„Und bei dir steht im Salon ein Klavier, und das riesige Radio, und Teppiche liegen auf dem Boden, und du hast ein Bad wie ein Bourgeois“, höhnte ich meinen Begleiter. „Darum geht nichts weiter mit deiner Heiligkeit.“

„An dem liegt es nicht“, antwortete er resigniert, „leider, sonst könnte man leicht einmal den Kram hinausschmeißen. Als ich jung war, wollte ich mit Gewalt ein Heiliger werden und habe alles Mögliche versucht. Aber es gehört zu den bittersten Erfahrungen meines Lebens, daß man nicht die Heiligkeit an sich reißen kann, sondern daß sie uns geschenkt werden muß. So müssen wir halt mit schlechtem Gewissen weiterwursteln, wie wir es tun und die tausend anderen.“

Beim Fortgehen ließ er es sich nicht nehmen, in den Holzschuppen zu sehen, wo altes Zeug herumlag.

„Hier hat er wahrscheinlich Holz gehackt“, meinte er, „Wirtschafterin hatte er keine, soviel ich mich meiner Lektüre des Trochu erinnern kann. Die

Wirtschafterin, die er mitbrachte, hat er gleich am Anfang hinausgeworfen."

Alles im Hause war so winzig wie er selber.

Und doch — welch ein Format hatte sein Leben und seine Leistung!

Dann kauften wir uns einige Karten und gingen in das schmutzige Kaffeehaus.

Mein Gefährte kam nicht zur Ruhe.

"Hier in Ars kannst du viel lernen", meinte er, "ich habe mir das alles ganz anders vorgestellt."

Der Kaffee war ordinär und bitter, stellte er fest. Aber um des Gedächtnisses des Heiligen wegen wollte er nichts sagen. Er war auch teuer, was ihn ebenfalls wurmte.

"Siehst du", sagte er schließlich, "so sind die Menschen: ein Heiliger hat hier gelebt, und für das Dorf ist er nur mehr Erinnerung und... Geschäft. Was wun-

derst du dich, daß unsere Gemeinden so tun und leben, als wäre kein Pfarrer im Ort?"

"Eines kannst du von Vianney lernen, was wir gerne übersehen: Er wußte vom Geheimnis des Bösen etwas. Er sah, daß die Sonne dieser Welt noch nicht Christus, sondern der Satan ist. Denn Sein Reich ist erst im Kommen."

Dann saßen wir wieder im Wagen und fuhren der Rhone zu. —

Aber heute noch, wenn wir uns treffen, fängt er gerne an, von Ars zu reden, und sagt:

"Kannst dich erinnern an den bitteren Kaffee und unser Gespräch vom Teufel? Vor dem Heiligen haben wir ein Vater-unser gebetet. Mein Lieber, so etwas geht einem nicht mehr aus dem Kopf."

Aus „Der Seelsorger“, Nr. 6, 1952, Wien

Der Musikus und der Rentier

Von Godfried B o m a n s

Diese Geschichte hat mir meine Großmutter erzählt, die sie ihrerseits von ihrer Großmutter hatte, welche sie wieder von ihrem Vater vernahm. Und dieser Vater muß ein seltsamer Kauz gewesen sein; abends, wenn es dunkel war, blies er auf der Flöte, und in unserer Familie wird behauptet, daß die Geschichte daraus entstanden sei. Ich weiß natürlich nicht, ob das wahr ist; aber wer schon einmal des Abends, wenn es dunkelt, Flöte gespielt hat, wird zugeben, daß es immerhin möglich ist.

Es war einmal ein Musikus, und der machte Musik. Ach, was für schöne Musik! Wenn man sie hörte, mußte man so gleich weinen; die Spatzen im Garten schwiegen still und legten die Köpfchen schief. Das war natürlich hübsch für den Musikus, doch da sich sonst niemand um seine Musik kümmerte, war er sehr arm. Und dabei — das müssen wir dem Musikus wirklich hoch anrechnen — ließ er nie den Kopf hängen, sondern flötete vom Morgen bis zum Abend die fröhlichsten Lieder. „Denn“, so lautete seine Begründung, „wenn niemand meine Musik kaufen will, flöte ich sie eben selbst.“ Und das war eine sehr gute Begründung.

Nun wohnte im gleichen Haus ein Rentier. Der hatte sechs Gemächer; zwei zum Essen, drei zum Schlafen, und eines für das, was man im verborgenen tut; denn ein Rentier ist auch nur ein Mensch.

Ihr werdet vielleicht denken, sechs Gemächer seien ein wenig viel für einen Rentier, und er hätte dem Musikus, der in einem zugigen Winkel unter den Dachpfannen wohnte, leicht etwas davon abgeben können. Aber der Rentier dachte anders darüber. „Wer so dumm ist, Musikus zu werden, der soll haben, was dazu gehört“, sagte er, und das ist auch eine sehr gute Begründung.

Nun bestand zwischen diesen beiden ein eigenartiges Verhältnis; ihr werdet natürlich erwarten, daß sie einander häufig besuchten in diesem großen, leeren Haus. Doch das war keineswegs der Fall. Der Musikus kam nicht, weil er es nicht wagte, und der Rentier, weil er es nicht wollte. Ihre einzige Konversation fand immer auf der Treppe statt, wenn sie einander begegneten, der Rentier hinab, der Musikus hinaufsteigend. An einer bestimmten Stelle sagte dann der Rentier: „Soo!“ und der Musikus: „Guten Morgen, Meneer!“ dann waren sie aneinander vorbei. Dort, wo die Treppe eine Biegung macht, sahen sie alle beide heimlich über die Schulter, aber das machte sich so dumm, daß sie beide erröteten und „Pardon“ riefen. Ja, es war ein eigenartiges Verhältnis. Oft, wenn der Rentier in seinem Bett lag, dachte er über den Musikus nach; warum er nur so lange Haare trug, ob er wohl aus guter Familie sei, und wie groß sein Einkommen sein mochte. Doch wenn er ihm dann auf der Treppe begegnete, sagte er nur: „Soo!“ und das ist nicht dasselbe. Auch der Musikus dachte viel an den Rentier. Er hätte ihm so gerne die Hand gegeben und mit ihm über die Dinge gesprochen, die ihn erfüllten. Aber auf der Treppe mußte er plötzlich an die sechs Gemächer denken und sagte: „Guten Morgen.“

So gingen zwei Jahre vorbei.

„Das wird doch eigentlich zu dumm“, dachte der Rentier. „Es ist wirklich zu närrisch“, meinte der Musikus. „Es muß etwas geschehen“, sagten sie sich beide. Und sie drehten sich zugleich auf der Treppe um und riefen: „Pardon!“

An diesem Abend lag der Rentier in seinem Bett, sah zur Zimmerdecke auf und dachte: „Wir merkwürdig ist es doch, ich möchte wirklich gern einmal mit diesem Mann sprechen, und es geht nicht. Woran liegt das?“ Und er fiel in Schlaf.

Zu gleicher Zeit stand der Musikus beim Fenster. Es war eine dunkle, unendlich stille Nacht. Der Musikus hob sein Antlitz zu den tausenden Sternen und weinte. „Mein Gott“, sprach er, „hier stehe ich und bin so einsam, so einsam! Ich habe solche Sehnsucht nach Freundschaft und Liebe. So ist mein Herz. Und so sind die Herzen aller jener, die da unter den dunklen Dächern schlafen. Warum sind wir Menschen so abscheulich zueinander? Woran liegt das? Nun wohne ich schon seit zwei Jahren im gleichen Hause mit diesem Meneer da unten, der doch mein Bruder ist. Und das einzige, was wir einander sagen, ist: „Soo!“ und „Guten Morgen“. Gibt es denn gar nichts anderes zu sagen? Ach, wie viel! Verleih mir doch, du unsichtbarer Gott hinter den Sternen, morgen auf der Treppe den Mut, meinem Bruder auf Erden die Hand zu reichen, und gib

Wie kehren wir bei uns ein, wie finden wir unsern wahren Grund? Nicht durch Selbstbetrachtung, nein, sondern indem wir uns hingeben. Nur an den anderen erleben wir erst, was wir selber sind. Nur indem wir uns tätig entsagen, erfüllen wir uns. Im Auge des Nächsten erblicken wir uns. Entsagung im höchsten Sinne, im freudigsten Sinne, im Sinne der „Wanderjahre“ ist es, wodurch Johannes Müller so vielen Tausenden, Männern und Frauen, ein Nothelfer geworden ist.

Hermann B a h r : Bilderbuch

ihm die Liebe, sie anzunehmen, durch alle sechs Gemächer hindurch. Amen.“

Dann kroch der Musikus in sein Bett und blies die Kerze aus.

Am nächsten Morgen stieg der Rentier die Treppe hinauf, um, wie gewöhnlich, im ersten Stock seine Pfeife zu holen. Bei der Biegung angekommen, sah er den Musikus herabsteigen. „Jetzt oder nie“, brummte der Rentier. „Ich werde es tun“ murmelte der Musikus. Und sie gingen schweigend aneinander vorbei; wo die Treppe die Biegung macht, schauten sie, wie gewohnt, über die Schulter und riefen: „Pardon“. Doch diesmal gingen sie nicht weiter, sondern blieben stocksteif stehen und sahen einander mit hochroten Gesichtern an.

„Warum sagten Sie eigentlich: Pardon?“ fragte der Musikus plötzlich.

„Das habe ich nicht gesagt“, rief der Rentier.

„Das haben Sie getan.“

„Das ist nicht wahr.“

„Doch.“

„Sie lügen.“

„Sie sind ein Schuft.“

„Ich habe mich Ihnen eigentlich nie vorgestellt“, begann der Musikus weinend und stieg eine Stufe hinauf, „mein Name ist Potter.“

„Janssen“, sprach der Rentier, während er eine Stufe hinabstieg, „Janssen mit Doppel-s.“

Dann sagten beide „angenehm“ und gaben einander die Hand. Es war ein großer Moment.

„Ich bin so froh, daß es endlich so weit ist“, lachte der Musikus, „ich hatte solches Verlangen, mit Ihnen zu sprechen, aber ehrlich gesagt, ich wagte es nicht. Ich habe von der Wirtin erfahren, daß Sie fünf Jahre im Rat waren, und so

dachte ich, Sie müßten den Anfang machen.“

„Diese Bescheidenheit ziert Sie“, antwortete der Rentier, noch eine Stufe hinabtretend.

„Ich habe so oft an Sie gedacht“, fuhr der Musikus fort, „ach, wie oft! Dann dacht ich: Was wird Herr Janssen jetzt wohl tun? Ob er Zeitung liest oder Fisch ißt? Denn es roch immer so herrlich nach Fisch vor Ihrer Tür. Holen Sie ihn auch bei ‚Het Hoekje‘?“

„Ich hole meinen Fisch nie“, sprach Herr Janssen und zog die Augenbrauen hoch, „mein Fisch wird geholt.“

„Ach ja“, lachte der Musikus, „natürlich. Es ist manchmal schwer, sich in die Lage eines anderen zu versetzen. Nichts für ungut.“

„Ganz und gar nicht“, antwortete der Rentier, „und da Sie so offenerzig sprechen, will ich rundheraus bekennen, daß auch ich manchmal an Sie gedacht habe.“

„Mein Gott“, rief der Musikus, „und wenn ich bedenke, daß wir zwei Jahre aneinander vorbeigegangen sind. Wir sind doch eigentlich Brüder.“

„Ich verstehe Sie nicht“, antwortete der Rentier.

„Ich meine“, erwiderte der Musikus, „wir werden doch allesamt nackt gebohren.“

„Mein Herr, das ist eine recht unsittliche Bemerkung“, sprach der Rentier, und die Röte stieg ihm ins Gesicht, „ich würde solche Dinge lieber nicht auf der Treppe aussprechen. Ich würde sie lieber überhaupt nicht aussprechen.“

„Verzeihen Sie“, bat der Musikus, „ich wollte nichts Unsittliches sagen. Das wollte ich wirklich nicht. Ich sage immer genau das, was ich meine; das ist mir zur Gewohnheit geworden. Ich möchte Sie ungern wieder verlieren, Meneer Janssen. Ach, wollen Sie nicht heute abend zu mir kommen, Tee trinken?“

Der Rentier blickte am Treppengeländer entlang. Das war ein schwieriger Fall; der Mann war ohne Zweifel ein Künstler, das stand fest; andererseits...

„Gut“, sagte er, „ich werde um acht Uhr kommen, wenn es Ihnen paßt.“

„Das ist herrlich, Meneer Janssen“, rief der Musikus und klatschte in die Hände, „nehmen Sie Zucker und Milch?“

„Ein ganz klein wenig Zucker und ein Wölkchen Milch“, sprach der Rentier.

Sie reichten einander die Hand und jeder ging seines Weges.

Um Punkt acht Uhr stieg der Rentier zum Dachkammerchen des Musikus hinauf. Er hatte gerade gegessen, sehr gut gegessen, und war daher aufrichtig geneigt, alle Dinge rosig zu sehen.

„Wohlan“, dachte er, die dritte Treppenwindung erklimmend, „es muß einmal sein. Vorwärts also.“

Während er zur vierten Windung emporstieg, blickte er hinauf. Der Rentier war noch nie in diesem Teil des Hauses gewesen und begann allmählich seinen Entschluß zu bereuen. Das große Abendlicht fiel durch das Treppenfenster, und eine Spinne lief darüber. „Hm“, brummte der Rentier, „hier wird nie geputzt.“ Die Treppe stöhnte unter seinen Füßen wie ein alter Mann und schien bei jedem Tritt zu rufen: „Zurück! Zurück!“

Doch der Rentier war ein Mann von Wort und klopfte an...

Abgebrochen

Nachschrift: Gefühle der Pietät gegen die überraschenden Umstände, welche den Autor plötzlich veranlaßten, an dieser Stelle die Feder niederzulegen (ein Stein flog durch sein Zimmerfenster), hinderten ihn, dieses Märchen zu vollenden. Überdies hat er zu seinem Ausgang — leider! leider! — wenig Vertrauen. Denn hat man jemals von einem Gespräch gehört, einem wirklichen Gespräch zwischen einem Musikus und einem Rentier?

Aus dem Holländischen übertragen von C. F. C. Brosens

Das Gedicht

INGEBORG BACHMANN

AUSFAHRT

Vom Lande steigt Rauch auf.
Die kleine Fischerhütte behält im Auge,
denn die Sonne wird sinken,
ehe du zehn Meilen zurückgelegt hast.

Das dunkle Wasser, tausendäugig,
durchblutet Poseidons Reich
und schlägt die Wimper
von weißer Gischt auf,
dich anzusehen, groß und lang,
dreißig Tage lang.

Auch wenn das Schiff hart stampft
und einen unsicheren Schritt tut,
steh ruhig auf Deck.

An den Tischen essen sie jetzt
den geräucherten Fisch,
dann werden die Männer hinknien
und die Netze flicken,
aber nachts wird geschlafen,
eine Stunde oder zwei Stunden,
und ihre Hände werden weich sein,
frei von Salz und Öl,
weich wie das Brot des Traumes,
von dem sie brechen.

Die erste Welle der Nacht
schlägt ans Ufer, die zweite
erreicht schon dich.
Aber wenn du scharf hinüberschaust,
kannst du den Baum noch sehen,
der trotzig den Arm hebt
— einen hat ihm der Wind
schon abgeschlagen —
und du denkst:
Wie lange noch,
wie lange noch
wird das krumme Holz
den Wetterern standhalten?

Vom Lande ist nichts mehr zu sehen.

In die Muscheln blasend,
begleiten die Ungeheuer des Meers
Nereus' Töchter über die Wellen,
sie reiten und schlagen
mit blanken Säbeln
die Tage in Stücke, eine rote Spur
bleibt im Wasser,
dort legt dich der Schlaf hin,
zwischen Proteus und Glaukos,
die Najaden treffen
mit kaltem Stahl deine Brust.
Und dir schwinden die Sinne.

Da ist etwas mit den Tauen geschehen,
man ruft dich, und du bist froh,
daß man dich braucht. Das Beste
ist die Arbeit auf den Schiffen,
die weithin fahren, das Tauknüpfen,
das Wasserschöpfen, das Wändedichten
und das Hüten der Fracht.
Das Beste ist, müde zu sein
und am Abend hinzufallen.
Das Beste ist,
am Morgen, mit dem ersten Licht,
hell zu werden,
gegen den unverrückbaren Himmel zu
stehen,
der ungangbaren Wasser nicht zu achten
und das Schiff
über die Wellen zu heben,
auf das immer wiederkehrende
Sonnenufer zu.

ABSCHIED VON ENGLAND

Ich habe deinen Boden kaum betreten,
schweigsames Land,
kaum einen Stein berührt,
ich war von deinem Himmel
so hoch gehoben, so in Wolken, Dunst
und in noch Ferneres gestellt,
daß ich dich schon verließ,
als ich vor Anker ging.

Du hast meine Augen geschlossen
mit Meerhauch und Eichenblatt,
von meinen Tränen begossen,
hieltst du die Gräser satt;
aus meinen Träumen gelöst,
wagten sich Sonnen heran,
doch alles war wieder fort,
wenn dein Tag begann.
Alles blieb ungesagt.

Durch die Straßen flatterten
die großen grauen Vögel
und wiesen mich aus.
War ich je hier?

Meine Augen sind offen.
Meerhauch und Eichenblatt? —
Unter den Schlangen des Meers
seh ich, an deiner Statt,
das Land meiner Seele erliegen.
Ich habe seinen Boden nie betreten.

Alles bleibt ungesagt.

Die Autorin, Dr. phil. Ingeborg Bachmann, wurde 1926 in Klagenfurt geboren. Die beiden Gedichte sind der von Hans Weigel herausgegebenen Anthologie „Stimmen der Gegenwart 1952“ entnommen, die im „Verlag für Jugend — Verlag Jungbrunnen“, Wien, erschienen ist.

VON NEUEN BÜCHERN

Betrachtungen über die Gnade

5. Bändchen der Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres (Zeit nach Pfingsten: Erster Teil). Von Richard Schmitz. Verlag Herold, Wien VIII. 148 Seiten. Preis S 19.50.

Richard Schmitz, der sich mit seinen Betrachtungsbüchern eine große Lesergemeinde erworben hat, legt seinen Freunden den 5. Band der Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres vor.

Wer beim Erscheinen der ersten Bändchen dem religiösen Unternehmen des ehemaligen Vizekanzlers vielleicht kritisch oder abwartend gegenüberstand, wird durch den 5. Band der Betrachtungen über die Gnade eines besseren belehrt.

Betrachtungen über Advent und Weihnacht, ja selbst über die Fasten- und Osterzeit, besitzen wir aus manch schreibkundiger Laienhand. Hier aber befaßt sich ein Mann mit den tiefsten Problemen des religiösen Lebens nicht nur mit einem gründlichen theologischen Wissen, sondern vor allem mit einem persönlichen Ernst, der nicht nur das Ergebnis eines langen christlichen Lebens, sondern auch die Frucht vieler schwerer Leidensjahre ist.

Wer Richard Schmitz nach 1945 begegnet ist, wurde immer aufs nachdrücklichste berührt von der tiefen Verinnerlichung, durch die der einstige Politiker, der immer ein gläubiger Christ war, während der schweren Jahre in Dachau zum „homo religiosus“ wurde.

Man spürt, daß die Betrachtungen nicht „gemacht“, sondern aus dem persönlichen Gebetsleben des Verfassers erwachsen sind. Das ist der Grund, warum sie so echt und lebensnah wirken. Jede Betrachtung schließt sich an ein Schriftwort an.

In ungekünstelter, schlichter Sprache, fern allen religiösen Modeworten, bemüht sich der Verfasser, im ersten Punkt seiner Betrachtungen das Schriftwort lebendig zu machen. Diese exegetische Arbeit gelingt ihm erstaunlich gut. Man bekommt eine tiefe Achtung vor der Leistung dieses Mannes, wenn man überlegt, daß sie nicht aus der Hand eines weltabgeschiedenen geistlichen Schriftstellers stammt, sondern von einem Menschen, der an der Spitze eines Betriebes von über

400 Menschen steht und der neben den wirtschaftlichen und sozialen Problemen täglich nicht nur die Zeit für sein persönliches Gebet, sondern auch die Kraft zur Aufzeichnung seiner Gedanken gefunden hat.

Was besonders anspricht, ist das starke männliche Ethos, das im zweiten Punkt jeder Betrachtung aufscheint. Da ist nichts zu spüren von unfruchtbarer theologischer Problematik und ästhetischer Wortspielerei, wie sie in manchen Kreisen bis zum Überdruß gepflegt wird. Richard Schmitz fordert überall getreu dem Evangelium und der klassischen ästhetischen Tradition, den letzten Einsatz des Menschen, wenn er der Gnade Gottes nicht verlustig gehen soll.

Im dritten Punkt erhebt sich jede Betrachtung zur Zwiesprache mit Gott. Jede faßt in einem Gebet die vorgelegten Gedanken zusammen und stellt sie vor das Angesicht Gottes. Die Gebete sind jener Teil der Betrachtungen, der am unmittelbarsten ahnen läßt, aus welcher Tiefe das religiöse Denken und Leben des Verfassers kommt; sie werden aber auch, weil sie echtes, religiöses Leben sind, immer wieder neues religiöses Leben entzünden.

Eine Fülle christlichen Lebens scheint in den 148 Seiten des kleinen Bändchens auf. Da ist die Rede von den drei göttlichen Personen, vom Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, von Erbschuld und Erlösung, von den Gaben des Heiligen Geistes, von Gnade und Gotteskindschaft, von Jesus und seiner heiligen Mutter, von der Kirche und von den Sakramenten, von der Sünde, der Versuchung und der Vollkommenheit.

Ein „Kompendium der praktischen Ascese“ könnte man das 5. Bändchen der Betrachtungen nennen. Wer sie nicht liest, sondern betend und meditierend durchgeht, wird immer wieder von der echten, kraftvollen Religiosität aufs stärkste erfaßt werden, mit der hier ein Laie zu Laien, aber auch zu Priestern spricht. Dr. Karl R. Dorr

Stift Lilienfeld 1202 bis 1952. Verlag Herold, Wien 1952. 64 Seiten mit 24 Abbildungen.

Eine kleine, aber reizende Festschrift anlässlich des 750jährigen Gedenkens der Gründung des Babenberger Leopolds VI., des Glorreichen, gibt im geschichtlichen Aufriß Einblick in die wechselvollen Geschehnisse der Zisterzienserabtei, der „Perle des Traisental“. Neben dem Geleitwort des gegenwärtigen Abtes M. Matschik entwirft der Stiftsarchivar P. Justin Fitz in ausführlicher Regestenform ein anschauliches Bild des Stiftes im Zeitgeschehen von 1202 bis 1952, während der Bibliothekar P. Othmar Hauptmann in prägnanter Kürze die Sammlungen und den Stiftspark würdigt. Den wertvollen kunstgeschichtlichen Beitrag über Kirche und Stift selbst in Form einer anschaulichen Führung danken wir der berufenen Feder des Fachmannes Univ.-Prof. Dr. K. Oettinger, ebenso neue Quellenbelege über die Entstehung des Stiftes. Nur wenige Kirchenbauten Österreichs dürfen sich mit diesem Münster burgundischer Frühgotik messen. Als dem Münster ebenbürtiges Juwel gehört der Kreuzgang von Lilienfeld neben denen von Heiligenkreuz, Zwettl und Klosterneuburg zweifelsohne zu den schönsten nördlich der Alpen. Ein Nachwort über den Zisterzienserorden von Fr. Norbert Nußbacher beschließt dieses ansprechende Büchlein, das mit zwei Stichen und 22 ganzseitigen, gut gelungenen Abbildungen die überwiegend von Brühlmeyer, Baden, stammen, vom Verlag geschmackvoll ausgestattet wurde.

Dr. P. Benno Roth O.S.B., Abtei Seckau

Zwischen den Zeiten. Von Hans Nüchtern. Paul-Zsolnay-Verlag, 1950.

Dies ist der zutreffende Titel für den Mann und seine Sicht, für die Darstellung seines Bewußt-Seins und seines Gefühls von der Umwelt, in die sein Leben gestellt ist; man muß nicht immer in die Ferne fahren, um das Erdenrund auszumessen; der Mensch ist hier so wie anderswo: man kann hier wie dort nichts anderes als den Werten auf den Grund spüren, nichts anderes, als die Heimatlandschaft von einem echten Temperament aus anschauen. Im kleinen Ding als Spiegel wird so die große Welt noch einmal erkannt und im Worte gestaltet. — Gehen wir nur andeutend in die Stilform der Gedichte „Zwischen den Zeiten“ ein, so wird Nüchterns Diktion schon in ihren Einzelheiten deutlich: Bilderreichtum, Gefühlswärme und klangvoller Ton. — Aus zwei Jahrzehnten legt der Dichter Sprachformungen vor, der Bau des durch Abschnitte nicht unterteilten Bandes ist klar zugänglich, er fügt unmerklich einen Themenkreis an den anderen. — An den Hymnus auf sein Heimatland „Österreich“ gliedern sich Verse über das Wesen des Gedichtes, Worte

an ihn selber, Aussagen über die Zeitenwende, das Gedenken an ferne und verstorbene Freunde; geht der Band hin zu jenen Fernen, aus denen die Gläubigkeit des Dichters entspringt, leitet über zu den Themen des Jahresablaufs; die eigene Zeit wird dargestellt, der Ruf nach Ruhe, die Einkehr zur Befriedung wird mehrfach gestaltet; dem Problemenkreis der Kunst sind mehrere Gedichte zugeordnet. — Hier noch einmal zusammengefaßt zeigt der Dichter Hans Nüchtern sein Wortvermögen. Kurz: die Dichtung eines Österreichers.

Dr. Albert Mitringer

Goya oder der arge Weg der Erkenntnis. Roman. Von Lion Feuchtwanger. Neuer Verlag, Frankfurt am Main. 684 Seiten.

Ein mit intellektueller Leidenschaft geschriebener Künstlerroman und ein in geyesken Farben gemaltes Kulturbild Spaniens am Ende des 18. Jahrhunderts. — Begünstigt vom Hof, von dem schwachen vierten Carlos, der lebenshungrigen Doña Maria Luisa von Parma und ihrem Günstling, dem mächtigen und eitlen Don Miguel, umworben von den Liberalen und Frankreich-Freunden, genau beobachtet vom Heiligen Offizium, lebt der Hofmaler Francisco de Goya, unlösbar gebunden an Doña Cayetana, Herzogin von Alba, die er liebt und von der er weiß, daß sie ihm zum Verderben werden wird. Alle diese Gestalten — und noch ein Dutzend anderer — sind meisterhaft dargestellt in einer Sprache, die nicht ohne Manier und nicht ohne Härten ist. Jedes Kapitel endet mit einigen — zuweilen holprigen — spanischen Trochäen, in denen die Szenen nicht etwa lyrisch ausklagen, sondern dramatisch pointiert werden. Das gelingt natürlich nicht immer in der gleichen Weise. Die Einleitungskapitel zu den drei Büchern (über Spanien im 18. Jahrhundert, über die Inquisition und über das letzte Jahrhundert des Jahrhunderts) sind als Meisteressays zu werten und erinnern an die besten Seiten von Feuchtwangers chef d'oeuvre, den Roman „Erfolg“, dessen sich bald ein Verlag annehmen sollte. Er wird wieder aktuell...

Dr. A. Friedrich

Unvollendete Symphonie. Roman. Von Hans Weigel. Österreichische Verlagsanstalt, Innsbruck 1951. 210 Seiten.

Dieses Buch hat gewissermaßen zwei Handlungen: eine innere und eine äußere, und muß deshalb auch von zwei Standpunkten aus angesehen werden. Die „innere Handlung“ scheint uns die wichtigere zu sein und ist mit wenigen Worten wiedergegeben: der aus der Emigration Heimgekehrte läßt Vergangenes — nicht unvergessen, aber vergangen sein und versucht, mit den Menschen seiner Heimat, unter denen die Anständigen überwiegen, als Mensch zu leben. Dies gelingt ihm, und er wird ein wirklicher „Heimkehrer“. (Die auto-

biographen Züge auf dieser allgemeinen Ebene sind unverkennbar.) Weniger glücklich ist die „private“ Handlung erfunden, an der diese positive Erfahrung exemplifiziert wird: der Heimkehrer versucht mit einer jungen Wiener Malerin das Experiment einer „Ehe“, ohne mit ihr verheiratet zu sein. Es kommt zu ersten Krisen, bis die beiden schließlich bei einem Besuch des Zentralfriedhofs endlich die Zusammenhänge zwischen Liebe, Leiden und menschlicher Größe erkennen; sie lernen ihre Liebe und ihre gemeinsame Liebe zu Wien, die schon von Beginn an ein entscheidendes Bindeglied ihrer Beziehung war, unter einem neuen Aspekt sehen. Es ist der Gedanke an die Macht der Vergangenheit, ihr Hereinragen in die Gegenwart und Zukunft und ihr gemeinsames Verhaftetsein mit diesen überindividuellen Kräften. —

Der Reiz des Romans, der sehr geschickt als Tagebuch des jungen Mädchens abläuft, besteht in dem Charme und dem „tragischen Humor“, welche die Diktion bestimmen. Es wird sehr Menschlich-Sympathisches über das Rassen- und Emigrantenproblem und Kluges über Kunst, Literatur und Musik gesagt — alles auf „Wienerisch“, aber trotz der Eleganz und der leichten, zuweilen auch scharfen Satire mit einem ernsten und schwermütigen Ton. Das Buch ist unterschiedlich in seiner Qualität, Lob und gleichzeitig Einschränkung wird es sein, wenn man es eben als eine „unvollendete Symphonie“ bezeichnet. Dipl.-Bibliothekar Franz Ser. Vetter

wie er selbst im Vorwort betont — kein Programm, es ist eine Diagnose und Prognose. Die Diagnose erscheint überaus zutreffend, die Prognose zu bewahrheiten oder zu widerlegen bleibt der zukünftigen politischen Entwicklung vorbehalten.

Dr. Wilhelm F. Czerny

Büchereinlauf

Mit der Aufnahme in diese Rubrik ist noch kein Werturteil über die hier genannten Bücher verbunden.

Atlantis-Musikbücherei, Béla Bartók. Von Serge Moreux. 165 Seiten. — Benjamin Britten. Von Eric Walter White. 135 Seiten. — Arnold Schönberg. Von H. H. Stuckenschmidt. 126 Seiten. Lizenzausgabe für Österreich durch Humboldt-Verlag, Wien, in Vereinbarung mit dem Atlantis-Verlag, Zürich.

Reclams Konzertführer. Von Hans Renner. Reclam-Verlag, Stuttgart. 892 Seiten.

Wolfgang Amadeus Mozart: Das Zauberreich meines Lebens. Der Schicksalsroman des Meisters aus Briefen und Werken, von ihm selbst erzählt. Heliopolis-Verlag, Tübingen. 226 Seiten.

Italienische Kunst, Die Pastorale. Von Ulrich Christoffel. Bergland-Verlag, Wien, 127 Seiten, 48 Bildtafeln.

Männer gegen Mikroben. Von Wilhelm von Drygalski. Verlag des Druckhauses Tempelhof, Berlin. 376 Seiten, 245 Abbildungen, 27 Tafeln.

Geschichte des Kärntner Bergbaues. II. Teil. Von Hermann Wießner. Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten, Klagenfurt. 298 Seiten.

Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Versuch einer Bestandaufnahme.

Neues Abendland

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK, KULTUR UND GESCHICHTE

Herausgeber: Dr. Gerhard Kroll, München

DIE FÜHRENDE ZEITSCHRIFT

für die Erneuerung des abendländischen Gedankens inmitten einer Welt, deren geistiges und gesellschaftliches Gefüge in Verfall geraten ist, in der auch alle gesunden Kräfte von Lähmung und Zerstörung bedroht sind.

DIE ZEITSCHRIFT,

die sich bemüht, aus abendländischer Überlieferung und bleibenden Werten der neuen Zeit die echte christliche Ordnung im Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit sichtbar zu machen.

Aus dem Inhalt der letzten Nummern:

Erik v. Kuehnelt-Leddihn: Die Angelsachsen und der Sowjetismus

Ernst v. Hippel: Goethes politische Grundanschauungen

Richard Sexau: Diplomaten unter Hitler

Frh. v. d. Heydte: Krise der Neutralität

Emil Franzel: Das Haus Habsburg

Carl Korth: Die Verantwortung des Arztes heute

Johannes Schildberger: Die Erschaffung des Menschen nach der Paradieserzählung

Außerdem: Reichhaltiger Teil mit Kurznachrichten, Kulturelle Umschau, Glossen, Buchbesprechungen und Literaturberichte

„Neues Abendland“ erscheint monatlich. Format 18 × 24,5 cm, 64 Seiten, Preis je Heft S 7.50. Bestellungen nimmt entgegen die Auslieferungsstelle für Österreich: Zeitungsverwaltung Tyrolia, Innsbruck, Maximilianstraße 9 und Wien VI, Brauergasse 4.

Krise und Zukunft der Demokratie. Von Felix Somary. Europa-Verlag, Zürich 1952. Der ehemalige Bankbeamte Doktor Felix Somary hat sich bereits durch seine Jugendarbeit über Bankpolitik einen Namen geschaffen. Weiter sind seine exakten Voraussagen der großen Wirtschaftskrise und des zweiten Weltkrieges noch in aller Erinnerung. Nunmehr legt der geschätzte Autor eine Abhandlung über Krise und Zukunft der Demokratie vor.

Nach einer historischen Einleitung über die Demokratie im Vorkrieg bis 1914 werden in eindrucksvoller Weise die Bedeutung der Kriegszeit und die ungelösten Probleme der Demokratie in unserer Epoche dargestellt.

Das letzte Kapitel behandelt die Zukunftsaussichten des Kommunismus und die Zukunftsaussichten der Rechtsdemokratie in realistischer Weise. Somarys Schrift ist —

Von Gustav Gugitz. Verlag Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt. 70 Seiten.

Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. 2. Abteilung: Die Kirchen- und Grafschaftsakte. 3. Teil: Burgenland. Von Josef Karl Homma. Verlag Holzhausen, Wien. 64 Seiten.

Alle Neuerscheinungen

zu beziehen durch Buchhandlung HEROLD, Wien VIII, Strozgasse 8

Hildegard von Stein und ihre Stiftung. Von Georg Graber. Verlag Ferd. Kleinmayr, Klagenfurt. 79 Seiten.

Sie hörten Seine Stimme. Zeugnisse von Gottsuchern unserer Zeit. Gesammelt und herausgegeben von Bruno Schäfer. Dritter Band. Verlag Räder, Luzern. 224 Seiten.

finanziellen Erfolg erreichen. (Damit ist natürlich noch lange nicht die schwere Lage vieler unserer Bergbauern gebessert. Es wird aber dadurch wenigstens dem weiteren Absinken Einhalt geboten.)

Die Schlägerungen, die vorgenommen werden, um die hohen Holzpreise „auszunützen“ und den seit alters her gewohnten Holzverbrauch fortsetzen zu können, müssen und können, und zwar einschneidend, eingeschränkt werden. Nur muß man sich allgemein der schweren Nachteile des gedankenlosen Weitergehens auf diesem ausgetretenen Weg bewußt werden und einsehen, daß man Kälber schlachtet, aus welchen bald Kühe werden, und daß man in jeder Hinsicht, auch finanziell, weit besser fährt, wenn man dort das Holz einspart, wo man dies auch ohne jedes Opfer leicht tun könnte. Nur durch den Umbau aller Herde, durch deren Ritzen und Spalten „falsche“, die Heizwirkung des Holzes ganz wesentlich herabsetzende Luft eindringt, durch den Ersatz aller „schwarzen“ Küchen durch Sparherde, der hölzernen Zäune durch solche aus Draht, durch die Imprägnierung aller hölzernen Bauteile und Verwertung aller Äste, Schwartlinge, Sägespäne usw., dann vor allem auch durch eine weitestgehende Verwendung der elektrischen Energie zu Heizzwecken ließen sich ganz außerordentliche Mengen von Brenn-, aber auch von wert-

vollstem Nutzholz einsparen, wenn man endlich von der Einstellung abgehen würde, das Holz „wächst von selbst und steht frei zur Verfügung“. Die neuzeitliche Technik, die so viele neue Verwendungsmöglichkeiten für das Holz gefunden hat, hat uns ja auch viele Möglichkeiten eröffnet, um Holz zu sparen, zum Beispiel durch die elektrisch geladenen (völlig ungefährlichen) Drahtzäune. Es ist nur notwendig, sie auszunützen.

Daneben muß natürlich alles getan werden, um die leider so ausgedehnten Kahlschläge zu kultivieren und in den Jungwüchsen alles das zu entfernen, was der Entwicklung eines gesunden Mischbestandes hinderlich ist. Auch das ist aber nur durch ständige und verständnisvolle Aufklärung und Hilfe aller Art zu erreichen, niemals aber durch Einsparungen im Stande der Forstorgane und Überlastung derselben mit (ziemlich wertlosen) Schreifarbeiten. Von besonderer Wichtigkeit ist die Aufklärung aller, insbesondere auch in den Schulen, nicht zuletzt auch eine vorsichtige Anpassung des nun hundertjährigen Forstgesetzes an die nun doch einigermaßen geänderten Verhältnisse.

Wald in Not! Suchen wir ihn zu retten, damit es nicht dereinst heißen möge: Unsere ganze Kultur, unsere Lebensgrundlage ist in Not, da es unsere Väter nicht verstanden haben, den Wald zu erhalten!

Solesmes und Österreich

Zum bevorstehenden Besuch des Chormelster Dom Gajard

Die Erzabtei der heute in voller Blüte stehenden Congrégation de France des Benediktinerordens befindet sich in Solesmes, einem kleinen Ort im Département Sarthe im Westen Frankreichs. Ihr Gründer und erster Abt, Dom Prosper Guéranger († 1875), gilt mit Recht auch als Gründer der liturgischen Bewegung. Seine Bemühungen, Messe und Offizium in das Zentrum des Andachtslebens der Gläubigen zu stellen, wurden von der Bruderkongregation der Benediktiner von Beuron tatkräftig unterstützt und wirkten so bald auch stark nach Österreich. Hier, auf unserem Boden, wuchs jedoch nach dem ersten Weltkrieg aus dem gleichen Grundstamm ein ganz neuer Trieb, der sich mächtig entfaltete und heute wohl fast die ganze katholische Welt beschattet. Ich meine das volkstragende Apostolat von Klosterneuburg und dessen Gründer Prof. Pius Parsch. Er will über Messe und Offizium hinaus das gesamte sakramentale Leben dem Volke in seiner Sprache nahebringen und besonders durch die Bibellesung vertiefen. Wenn sich auch das Wirken Parschs völlig unabhängig von Solesmes vollzieht, ja in manchen Fragen sogar ziemlich schroffe Gegensätze bestehen, so hat sein „Jahr des Heiles“ ohne Zweifel sein bewußtes Vorbild in Guérangers „L'année liturgique“.

Viel unmittelbarer sind die Beziehungen zwischen Solesmes und Österreich auf dem Gebiete des Gregorianischen Choral. Hier hat — vielleicht zum ersten

Male — der junge Privatdozent Guido Adler, der spätere berühmte Ordinarius der Musikwissenschaft an der Wiener Universität, weitere Kreise Österreichs auf Solesmes aufmerksam gemacht durch seinen Bericht über den internationalen Kongreß für liturgischen Gesang von Arezzo 1882, an dem er im Auftrag der Wiener Zeitung „Vaterland“ teilgenommen hatte. In seiner Selbstbiographie „Wollen und Wirken“ (Universal-Edition, Wien 1935, S. 22 ff.) kommt er ausführlich darauf zurück und gesteht, daß er durch seinen persönlichen Kontakt mit München von Solesmes sowie besonders durch einen zweimaligen Besuch des Klosters einen derartigen Eindruck von der künstlerischen und wissenschaftlichen Bedeutung von Solesmes erhalten hätte, daß er sich veranlaßt sah, Priester, die sich in das Studium des Choral vertiefen wollten, nach Solesmes zu senden.

Den Mönchen von Solesmes ist die Wiederherstellung des Gregorianischen Choral in seinen traditionellen Singweisen zu danken. Durch das persönliche Eingreifen des sel. Papstes Pius X. erhielt sie in der sogenannten Editio Vaticana offiziellen Charakter für die Gesamtkirche. An der Durchführung dieser Choralarbeiten hat auch Österreich einen nicht unbeachtlichen Anteil, indem es seine zahlreichen und zum Teil überaus wertvollen Bestände an Choralhandschriften zur Verfügung stellte, die von den Mönchen von Solesmes fotografiert und auch ausgewertet wurden.

Randbemerkungen ZUR WOCHE

KATHOLIKENTAG MIT ALTEN PA-ROLEN: so wußte es in seiner Voreingenommenheit ein Wiener Mittagsblatt zu berichten; damals, als die Vorarbeiten für das große Ereignis im Herbst dieses Jahres kaum begonnen hatten. Das war sehr vorteilhaft. Alle, die auch heute nicht die Fesseln alter Vorurteile abgelegt haben, die immer noch in den engen Gedankenbahnen vergangener Kulturkampfzeiten wandeln, tun gut daran, den soeben von der Pressestelle des Katholikentages herausgegebenen Bericht über das Ergebnis der Mariazeller Studientagung eingehend zu studieren. Absatz für Absatz, Zeile für Zeile. In unmißverständlicher Offenheit und vielleicht noch nie so klar und präzise formuliert ist hier der Standort des österreichischen Katholizismus im Jahre 1952 angegeben, sind Gedanken, Wünsche und Hoffnungen der Katholiken unserer Zeit ausgesprochen. „Eine freie Kirche in einer freien Gesellschaft“ heißt das Ziel. „Eine freie Kirche: das heißt die Kirche ist auf sich selbst gestellt und nur auf sich selbst. Jede geschichtliche Epoche hat ihre eigenen Notwendigkeiten und ihre eigenen Möglichkeiten. Heute aber hat die Kirche keinen Kaiser und keine Regierung, keine Partei und keine Klasse, keine Kanonen, aber auch kein Kapital hinter sich. Die Zeit von 1938 bis 1945 bildet hier eine unüberschreitbare Zäsur; die Brücken in die Vergangenheit sind abgebrochen, die Fundamente für die Brücke in die Zukunft werden heute gelegt. So geht die Kirche aus einem versinkenden Zeitalter einer Epoche neuer sozialer Entwicklungen entgegen.“ Eine freie Kirche bedeutet daher: „Keine Rückkehr zum Staatskirchentum vergangener Jahrhunderte, das die Religion zu einer Art ideologischen Überbaus der staatsbürgerlichen Gesinnung degradierte, das Generationen von Priestern zu inaktiven Staatsbeamten erzog. Keine Rückkehr zu einem Bündnis von Thron und Altar, das das Gewissen der Gläubigen einschloß und sie blind machte für die Gefahren der inneren Aushöhlung. Keine Rückkehr zum Protektorat einer Partei über die Kirche... Keine Rückkehr zu jenen gewaltsamen Versuchen, auf rein organisatorischer und staatsrechtlicher Basis christliche Grundsätze verwirklichen zu wollen.“ Das ist das eine. „Eine freie Kirche aber kann nur leben, die Würde des Menschen ist nur gesichert in einer freien Gesellschaft.“ Die Herzanliegen des katholischen Volkes an den Gesetzgeber in der Ehe- und Schulfrage werden festgehalten. Der Ruf zur Wendung der Not der Familien, zur Heilung der ärgsten Wunde Österreichs, aber muß auch die Ohren vieler Abseitsstehender erreichen. Und als Voraussetzung die Erinnerung an die „Pflicht der Gesellschaft, der freien Gesellschaft, allen ihren Mitgliedern neben dem Recht auf Arbeit auch das Recht auf eine menschenwürdige Wohnung zu sichern.“ Wirklich aufrüttelnde Worte sind dies. Sie werden fortgesetzt in Stellungnahmen zu anderen brennenden Fragen unserer Gesellschaft und unseres Staates. Alle hier aufzuführen, ist unmöglich. Man muß sich schon die geringe Mühe des eigenen Studiums nehmen. Die Tore sind weit, sehr weit aufgetan. Man darf hoffen, daß die Nebel endlich fallen, daß der Ruf nach Zusammenarbeit wohl verstanden und aufgenommen wird? „Zusammenarbeit mit dem Staat in allen Fragen, die gemeinsame Interessen berühren, also in Ehe, Familie, Erziehung. Zusammenarbeit mit allen Ständen, Klassen und Richtungen zur Durchsetzung des gemeinsamen Wohls. Zusammenarbeit mit allen Konfessionen, auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens an den lebendigen Gott, Zusammenarbeit auch mit allen geistigen Strömungen, mit allen Menschen, wer immer sie seien und wo immer sie stehen, die gewillt sind, mit der Kirche für den wahren Humanismus, für Freiheit und Würde des Menschen, zu kämpfen.“

AN DER DREILÄNDERECKE, dort wo seit Jahren die rotweißroten Grenzpfähle neben rotweißgrünen und solchen, geschmückt mit dem tschechischen Dreifarbsymbol, stehen, dort wo heute der Minenzaun beginnt, überwältigten den ehemaligen Diener eines großen Reiches und jetzigen ersten Bürger unserer Republik die Erinnerungen:

„Jedesmal, wenn mich der Weg in die Dreiländercke führt, von der aus der Blick die Landschaften dreier Staaten umfaßt, wenden sich meine Gedanken der Vergangenheit zu. Mehr als tausend Jahre lang hat es in diesem geschichtlich bedeutsamen Raum blutige Auseinandersetzungen gegeben. Völker kamen und Völker gingen, oft flutete an diesen Abschnitt der Donau die Welle des Ostens heran, brach sich an zähem Widerstand und ebbte wieder zurück. Endlich war es dann so weit, daß auch hier die Nationen friedlich nebeneinander leben und mitein-

ander arbeiten konnten, von keiner Grenze getrennt, durch eine gemeinsame Zivilisation vereint. Es war die Zeit, in der man, wie zum Beispiel ich selbst, aus Böhmen stammte, in Ungarn geboren wurde und dennoch ein Österreicher sein und bleiben konnte, Bürger eines Reiches, das vielen Völkern schützende Heimat war. Während unserer Lebenszeit ist es in der weiten Welt und so auch hier wiederum anders und nicht besser geworden.“

So sprach Bundespräsident Körner bei seinem Besuch in Hainburg. Erkenntnisse eines reifen Lebens brechen sich über manche in vergangenen Jahren geäußerte politische Vorurteile hinweg Bahn. Sie mögen stehen und dauern.

EINE SOZIALE TAT hat die Regierung Dr. Adenauer ohne Zweifel mit dem nach langen Monaten erstster Beratung verabschiedeten „Lastenausgleich“ gesetzt. Mit gutem Recht sprach daher der westdeutsche Vizekanzler von dem neuen Gesetz als einem ebenso großen Beitrag zum Frieden wie eine direkte militärische Beitragsleistung. Innerhalb von 30 Jahren soll den Besitzenden schrittweise ein Teil ihres Vermögens entzogen und den Besitzlosen zugeführt werden, zu denen man in erster Linie die Ausgebombten, die Ostflüchtlinge und jene rechnet, die durch die Währungsreform ihr ganzes Vermögen eingebüßt haben. Juristische Personen sind von dem Empfang von Entschädigungen ausgeschlossen. Aus den Erlösen sind unter anderem auch die Errichtung von Lehrstühlen und Ausbildungsstätten sowie Beihilfen zur weiteren Berufsausbildung mittel- und langfristiger Jugendlicher vorgesehen. Das jährliche Gesamtaufkommen wird auf 2,2 bis 2,3 Milliarden Goldmark veranschlagt. Im wesentlichen handelt es sich um eine in 30 Jahren tilgbare, verzinsliche Abgabe von 50 Prozent des abgabepflichtigen Vermögens, die unter anderem durch eine Hypothekengewinnabgabe und Obligationengewinnabgabe ergänzt werden, worin der radikale Charakter der westdeutschen Währungsreform Berücksichtigung findet. Ein durchdachter Beitrag zu einem Spannungsausgleich innerhalb einer von Krieg und seinen Folgen schwer heimgesuchten Nation!

ALS FEIND Nr. 1 der Südafrikanischen Union wurde auf einer Synode der „Dutch Reformed Church“, der kalvinischen Kirche Südafrikas, der Katholizismus neben dem Kommunismus bezeichnet. Das bedeutet, daß der südafrikanische Premierminister, Dr. David François Malan, entschlossen ist, den von ihm geführten Rassenkampf auf allen Ebenen auszutragen. Auf der rassistischen selbst, von der er seinen Ausgang genommen hat und die den Kern-

Denk an den Stephansgroßchen!

punkt des Streites enthält, die lückenlose Trennung der 2½ Millionen Weißen von den 8 Millionen Schwarzen und 300.000 Indern der Union. Auf der sprachlichen, indem Malan unter den Weißen wieder den mehr als eine Million Britenstämmigen, die seiner Politik der „Apartheid“ widerstreben, die Fehde ansagt und ihnen mit Entzug des Wahlrechtes droht. Auf der weltpolitischen: durch Vorbereitung des Austrittes der Union aus dem Commonwealth, das in der Behandlung der Farbigen eine konsequent evolutionäre Linie verfolgt. Durch das Streben nach Angliederung der britischen Protektorate Betschuanaland, Swasiland und Basutoland. Durch die Ablehnung der Beschlüsse der UNO. Und nun auch: Religionskrieg, Kampf gegen die katholische Kirche, die gerade in Südafrika unter den Farbigen eine vorbildliche Zivilisationsarbeit geleistet hat, für die Marianhill das leuchtendste und allgemein anerkannte Beispiel ist. Kampf also auf allen Linien, um das Rad der Geschichte zurückzudrehen und eine Entwicklung, die Asien und Afrika unaufhaltbar überflutet, auf den Stand des Jahres 1800 zurückzuschrauben. Malan hat kürzlich das Erkenntnis des Südafrikanischen Obersten Gerichtshofes verworfen, das seine Politik verurteilte. Er stützt dabei seine Politik auf eine ganz geringe Parlamentsmehrheit, die er den Stimmen der deutschen Siedler in Südwesafrika verdankt, eines Gebietes also, das rechtens noch gar nicht Bestandteil der Südafrikanischen Union ist. Werden die vielen Brände, die der Funke der „Apartheid“ entzündet, nicht eines Tages das Haus, das Malan bewahren will, verzehren?

DIE ÖSTERREICHISCHE
FÜRCHER

17. MAI 1952

NUMMER 20 / SEITE 5

SOS ruft...

SOS-Bericht

893 „Mutter von vier unversorgten Kindern“: Sie wird jetzt die Hinterbliebenrente bekommen. Zur Abdeckung der in der harten Zeit entstandenen Schulden konnte finanzielle Hilfe übermittelt werden. — 805 „Altes Ehepaar“: Es wurde ihnen mit Kleidung und Wäsche reichlich geholfen. — 896 „Volksdeutsche aus Jugoslawien“: Wir durften der Familie, die ihren Ernährer verloren hat, als erste Hilfe einen größeren Geldbetrag vermitteln.

Allen Spendern herzlichen Dank!

SOS-Rufe

SOS 910: 72jährige Offizierswitwe fristet ihr Dasein von einer kleinen Rente. „Mir ist ein furchtbares Unglück passiert“, schreibt sie ganz verzweifelt, „Ich bin seit drei Jahren Inkassantin des Kriegssopierverbandes und nun sind mir 288 S von dem inkassierten Geld gestohlen worden. Ich stehe ganz allein auf der Welt und kann mich an niemanden um Hilfe wenden.“ SOS will helfen und bittet um Geldspenden.

SOS 912: „... Wir haben keine Bettwäsche, es fehlen Matratzen und Decken für die Kinder. Ich muß mit 210 S in der Woche wirtschaften, ich kann keine Butter kaufen, für sechs Kinder nur zwei Liter Milch täglich... Zehn Kilo Brot werden gebraucht... Alles andere vom Verdienst meines Mannes geht auf die laufenden Verpflichtungen: Zins, Strom, Brennmaterial, Schuhbeschlungen... Mein Mann leidet ebenso an Überarbeitung, dann sind einige Schulden angewachsen... Ich

weiß mir jetzt keinen Rat mehr. Bisher habe ich mit meinem Mann alles gut durchgelenkt, doch jetzt, wo es nicht einmal mehr für den Lebensunterhalt richtig reicht, kann ich nicht mehr weiter...“ Der Mann war jahrelang in russischer Kriegsgefangenschaft, die Frau kam 1945 mit Koffer, Rucksack und Kinderwagen nach Österreich. Sie war geplündert und vergewaltigt worden. Die Kinder brauchen dringend Bekleidung (Buben 12, 11, 8 und 4, Mädchen 5 und 3 Jahre). Wer trägt dazu bei, daß der Familie eine einmalige, wirkliche finanzielle Hilfe vermittelt werden kann?

SOS 916: Eine arme alte Frau hat sich den Fuß gebrochen und liegt jetzt im Krankenhaus. Sie macht sich schwere Sorgen, wovon sie nach der Entlassung leben wird, denn sie hat zwei Monate keinen Groschen verdient. Sie hat einst bessere Tage gesehen und bringt sich jetzt als Sprachlehrerin kümmerlich durch. Der Mann hat sie vor vielen Jahren verlassen. Der Sohn war ein sehr begabter Musiker; er ist gefallen. Bisher hat sie es immer verstanden, mit ihren geringen Mitteln auszukommen. Jetzt geht es nicht mehr ohne eine Hilfe. SOS bittet für sie um Geldspenden.

Alle Hilfe nicht an die Redaktion des Elates, sondern direkt an SOS-Gemeinschaft für Soforthilfe, Wien I, Herrengasse 14/I, Tel. U 20 416, Postcheckkonto: SOS 94.206. Erlagscheine werden auf Wunsch zugesandt. Wir bitten auch um Spesenbeiträge.

Der Einführung des Choralen in Österreich standen anfänglich scheinbar unüberwindbare Hindernisse entgegen. Aber auch hier wurde es sofort auffallend besser, als die vor allem die Musiker befriedigende Choralinterpretation von Solesmes in Österreich bekannt wurde. Heute ist es soweit, daß an allen Priesterseminaren Österreichs — dank des Liber Usualis mit den rhythmischen Zeichen und der Methode von Solesmes — guter Choral gesungen wird. Auch viele der leistungsfähigen Kirchenchöre Österreichs wetteifern förmlich in der Ausführung besonders der Propriumstücke, was aufmerksamen Hörern der Radiogottesdienste kaum entgangen sein dürfte. Ja sogar das Volk selbst ist heute bereits ziemlich aufgeschlossen für den Gesang der Meßresponsorien und bei entsprechender Führung gerne bereit, sich einzelne einfache Choralmelodien anzueignen.

An der Abteilung für Kirchenmusik der Staatsakademie in Wien wird nunmehr seit fast zwei Jahrzehnten Choral nach den Grundsätzen von Solesmes unter-

richtet. Ihr folgen die zahlreichen kleineren Kirchenmusikschulen der Diözesen und Konservatorien des Landes.

Mit lebhafter Genugtuung werden alle Freunde der Liturgie und des Choralen in Österreich hören, daß das Institut Français in Wien den derzeitigen Chormeister von Solesmes, Dom Joseph Gajard, nach Wien eingeladen hat, Dom Gajard, der als Nachfolger Dom Mocquereaus auch die Redaktion der „Revue Grégorienne“ sowie der „Paléographie musicale“, der beiden wichtigsten periodischen Publikationen der Abtei, führt, wird am 20. Mai im Eroica-Saal des Palais Lobkowitz unter dem Titel „Solesmes et la musique religieuse“ einen Vortrag halten, bei dem er vor allem über die Bedeutung des Gregorianischen Choralen für Kirche, Kunst und Wissenschaft sprechen wird. Während seines Aufenthaltes in Österreich wird Dom Gajard auch die bedeutenderen Choralpflegestätten unseres Landes besuchen.

Prof. Dr. Franz Kersch

Zeitgenossen — Gegenpole

Festkonzert für Joseph Marx — „Haydn-Variationen“ von H. E. Apostel

Es wird der Musikgeschichte einmal nicht leicht werden, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschaffenen Werke unter einen Hut zu bringen und ihren Stil „entwicklungsgeschichtlich“ zu erklären. Der „Rosenkavalier“ und „Petruschka“ wurden im gleichen Jahr (1911) geschrieben; „Pelestrina“ und „Pierrot lunaire“ sind zur gleichen Zeit entstanden (1912—1915 und 1914). Auf Wiener Boden schufen nebeneinander: Franz Schmidt, Carl Prohaska, Julius Bittner und Alban Berg, Anton von Webern, Ernst Krenek... Schon seit dem Beginn der dreißiger Jahre, besonders aber nach 1945, hatte man das Gefühl, daß die Musikentwicklung zur Synthese drängt. Doch stehen sich auch heute noch, freilich altersmäßig durch zwei Jahrzehnte getrennt, so grundverschiedene Musikpersönlichkeiten gegenüber wie Joseph Marx und H. E. Apostel, deren Werke in der gleichen Woche aufgeführt wurden.

In einer Reihe von Festkonzerten anlässlich seines 70. Geburtstages (Mozartgemeinde, Richard-Wagner-Verband, Österreichisch-Sowjetische Gesellschaft und andere) wurde ein großer Teil des Marxschen Opus dargeboten, dessen Umfang und Eigenart so bekannt sind, daß es an dieser Stelle keiner Präsentation bedarf. Seine „Leitmotive“ erklingen besonders deutlich in dem von der Gesellschaft der Musikfreunde und den Wiener Symphonikern unter der Leitung von Bogu Leskovic veranstalteten Konzert: Zwei Sätze aus den „Alt-Wiener Serenaden“ können als Beispiel für die Stilisierungskunst von Joseph Marx angesehen werden; der von Hans Braun gesungene Zyklus „Das verklarte Jahr“ repräsentiert, mit einigen Klavierliedern (von Ljuba Welitsch vorgetragen und vom Komponisten begleitet), die Natur-

poesie; und „Feste im Herbst“ mag als Exempel für den farbig-rauschenden „dionysischen“ Orchesterklang gewählt worden sein. Lediglich die romanische Komponente war infolge des Fehlens der „Castelli romani“ und des „Italienischen Liederbuches“ zu wenig akzentuiert.

Im Zyklus „Die Große Symphonie“ erklängen an vier aufeinanderfolgenden Abenden, von den Wiener Symphonikern unter Joseph Keilberth gespielt, als österreichische Erstausführung die „Haydn-Variationen“ op. 17 von Hans Erich Apostel, der sich als „konservativer Radikaler“ bekannt. In diesen neun Variationen für großes Orchester wendet der Komponist jene „extreme thematische Arbeit“ an, bei der nicht das ganze Thema (aus dem langsamen Satz der Es-dur-Symphonie op. 103) variiert wird, sondern nur Teilausschnitte gekürzt, vergrößert, umgekehrt oder mit anderen Themenfragmenten kombiniert werden — und wie wir sie aus den Partituren der Schönberg-Schule kennen. Daher wirken das Zitat aus Alban Bergs „Wozzeck“ in der VI. und die Charakterisierung der VII. Variation („Nachtstück in Kubins Manier“) legitimer als der Gesamttitel. Je freier die Veränderungen werden, um so intensiver und unmittelbarer ist ihre Wirkung. So liegt der — nicht nur dynamische — Schwerpunkt der Reihe in den beiden Tutti-Variationen, die das Herzstück des Werkes flankieren, ein Streicheradagio, das seiner Qualität nach von Berg sein könnte — und doch die unverkennbare Handschrift Apostels zeigt. — Der Chronist vermerkt einen Achtungserfolg — und schließt sich der Meinung des Publikums an.

H. A. Fiechtner

Zwischenspiel

Im großen Saalraum des Ronachers spielt, als Geleit in den Sommer, das Burgtheater ein englisches Kammerspiel, „Wegen der Leute“, von Noel Coward. Das angestrengt hinhörende Ohr vernimmt aus dem klugen und sehr diskreten Munde des Butlers Theo Lingen, daß über dem Herrenhaus der Lady Marshwood eine dunkle Wolke hängt. Der erste Sohn des Hauses droht eine angamerikanische Filmdiva zu heiraten. Dies zu verhindern, verbünden sich Lady und Zofe, Hausfreunde und Butler, wobei ihnen schelmisch Assistenz geleistet wird durch die Diva, ihren Geliebten und den Autor. — Diese Nichtigkeit glänzt durch die Besetzung: Käthe Dorsch und Alma Seidler, Josef Meinrad, Albin Skoda und Alexander Trojan werden aufgeboten, Spinnweben durchscheinend zu machen; so daß sie wie „Leben“ in den übergroßen dunklen Raum flattern sollen.

Das Akademietheater gab Herberge der Grillparzer-Gesellschaft zu einer Matinee, die sieben jungen Dichtern gewidmet war. Wieviel echte Eigenwilligkeit steckt doch in unseren jüngeren österreichischen Lyrikern! Hermen von Kleeborn und Christine Busta, Vera Ferra-Mikura und Anna Maria Achenrainer — wer wollte versuchen, so verschiedene Persönlichkeiten unter einen Hut zu bringen? Darum aber soll es hier ja auch gar nicht gehen: wohl aber um die Hut, die Behütung. Die der geistig Schaffende braucht. Den stärksten unter den weiblichen Dichtern merkt man es ebenso wie ihren männlichen Schicksalsgenossen, die hier zu Worte kamen (Gunert, Jirgal, Kiebling), an, wieviel Einsamkeit und Härte (des Lebens, der Zeit...) in ihren Versen um Geborgenheit ringt. Es verdient bedankt zu werden daß sich namhafte Künstler des Burgtheaters als Interpreten zur Verfügung stellten. Den Abschluß der wohl gelungenen Veranstaltung bildete die Lesung einer Szene aus Haralds Zusaneks „Wohin gräbst du, Centurio?“. Der junge Ex-Wiener,

jetzt in Vorarlberg schaffend, gehört bekanntlich zu den Hoffnungen der österreichischen Bühne; die es einst gegeben hat und die es morgen wieder geben wird. F. Heer

Lebendiges Schaffen

Lebendiges Schaffen heißt die Ausstellung der Künstlerischen Volkshochschule in der Liechtensteingalerie, die das Freizeitschaffen künstlerisch ambitionierter Laien zeigt, die Mitglieder dieser Volkshochschule sind. Etwa 500 Gemälde und Graphiken geben eine informative Übersicht über die Leistungen von Schülern und Lehrern. Am interessantesten sind die Arbeiten der Kinderkurse, in denen sich zuweilen ursprüngliche Phantasie manifestiert hat, wenn auch die Bilder der Cizek-Schüler ungelentker waren.

Die Bilder der Erwachsenen, denen allen ein gewisses technisches Können gemeinsam ist, sind in der Hauptsache dem Naturalismus verhaftet, und auch dort, wo vereinzelt moderne oder abstrakte Versuche auftauchen, wird die Notwendigkeit einer derartigen Gestaltung nicht glaubhaft. Es wäre ungerecht, hier irgendeinen Namen hervorzuheben, doch darf der Kritiker im großen und ganzen mit den verliehenen Preisen und Anerkennungen konform gehen.

Wirklichen und praktischen Wert aber besitzen die gezeigten kunstgewerblichen Arbeiten: Schaufensterdekorationen, Modezeichnungen, Buchausstattungen und vor allem Plakatentwürfe. Auf dem Gebiete der Gebrauchskunst erhält die Künstlerische Volkshochschule ihre eigentliche Bedeutung in der Aufgabe, den guten Geschmack zu bilden und breite Bevölkerungskreise zur Erkenntnis und Anerkennung künstlerisch hochwertiger Gebrauchsgüter (für welche Zwecke immer sie gedacht seien) zu erziehen.

Wieland Schmied

Das Wiener Kunstgewerbemuseum besitzt eine Sammlung chinesischen Porzellans, die zu den bedeutendsten der Welt gehört und selbst

von ähnlichen amerikanischen und englischen Kollektionen nicht in den Schatten gestellt werden kann. Nun, das wußte man. Daß das Kunstgewerbemuseum aber auch über einen erlesenen Bestand japanischer Kunst- und Kunsthandwerksobjekte verfügt, dürfte weniger bekannt gewesen sein — und so bildet die aus beiden bestehende Ausstellung „Kunst und Kunstgewerbe Ostasiens“ eine jener Überraschungen, deren nur dieses so unerhört reiche Museum fähig ist. In gewissem Sinn ist zwar nicht diese Kunst, wohl aber ihre Exposition recht — wienerisch. Und insofern paßt diese Ausstellung recht gut in die Wiener Festwochen hinein...

Jörg Mauthe

Revolte in der „Traumfabrik“?

Wir erleben derzeit einen bemerkenswerten Vorgang in der Filmgeschichte. Nicht aus Europa, das seit Jahr und Tag die Verdichtung des Films durch gehaltvollere Drehbücher predigt, sondern aus Hollywood, aus der Traumfabrik, kommt die Tat, die Revolution der Substanz. Diese Revolution ist ganz und gar unästhetisch, unliterarisch, eher vulgär, reißerisch, aber in hohem Grade ankläglich, selbstkritisch, sozialkritisch: Sounset Boulevard, Schlangengrube, Alles über Eva, Vierzehn Stunden, Reporter des Satans und andere.

Vier amerikanische Filme dieser Programmwoche stellen einen weiteren Vorstoß in dieser Richtung dar. Restlos gelingt die Durchdringung von Gehalt und Gestalt in „Eintritt verboten“, einem sehr aufrichtigen Plädoyer für die gesellschaftliche Gleichstellung der farbigen Rasse, dargestellt an den tatsächlichen Erlebnissen eines Mischlingsarztes vor und während des Krieges. Die politischen Rüpelien eines karrieresüchtigen Gouverneurs, seine Story, entnimmt der Film „Der Mann, der herrschen wollte“, gleichfalls einer echten Begebenheit, die vor 17 Jahren in Louisiana zur Ermordung des „Diktators“ führte. Der Film selbst ist etwas zu geräusch- und effektvoll ausgefallen. Ein Problem, um das sich die Siegermächte sonst gerne herumzweigen, die Kriegsbräute aus dem befreiten Gebiet, greift mit aller Freimut der dritte Film dieser Art, „Teresa“, auf, ohne eine überzeugende Lösung zu bieten. Schließlich geistert auch noch am Grunde eines netten historischen Bilderbogens aus der Zeit der englischen Victoria, „Der Dreckspatz und die Königin“, in einer flammenden Anklagerede Disraelis etwas vom neuen Geist des Films. — Und dies alles zu einer Zeit, da sich das Filmjahr schon neigt und in früheren Jahren in sommerlich leichter Unterhaltung zu verleben pflegte!

Rußland präsentiert diesmal einen neuen, beachtenswerten Fortschritt der Farbfilmtechnik und gleichzeitig einige kluge Experimente auf dem Gebiete des Musikfilms: „Das große Konzert“. Sehenswert, hörens Wert, besonders Prokofieffs „Romeo und Julia“. Ballett.

Unter den heiteren Zugaben der Woche unterliegt die englische Komödie in Kostüm „Das letzte Duell“ diesmal dem handfesteren deutschen Spaß „Engel im Abendkleid“, der dem uralten Schwankthema der illusionären Millionen, die die realen in Bewegung setzen, manche neue Seite abgewinnt. Kein Wunder — dem Phänomen Film überhaupt „liegt“ dieses Thema ja besonders...

Roman Herle

Aus kulturellen Vereinigungen

Akademie der Wissenschaften: 16. V., 18 Uhr (Kleiner Festsaal), Univ.-Prof. Dr. Josef Meister: „Die Anfänge der Erziehung und die Entstehung der Schule“ (mit Lichtbildern).

Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung: 17. V., 16.30 Uhr (IV, Gußhausstraße 25, Horsaal III), Dr. Josef Zykan: „Der Stephansdom 1945 bis 1952. Verluste, Funde, Wiederherstellungsarbeiten“.

Katholische Lehrerschaft Wiens: 14. V., 15 Uhr, Kustos Dr. Hampl: „Führung durch die vorgeschichtliche und archaische Abteilung des Niederösterreichischen Landesmuseums, 1. Herrenpasse 9.“ — 19. V., 18 Uhr (I, Stephansplatz 3, Leo-Saal), Schulrat V. Buchgraber: „Was macht den Erzieher zum christlichen Erzieher?“

Forschungsinstitut für europäische Gegenwartskunde: 15. V., 19 Uhr, P. Pie-Raymond Regomey, Paris: „De l'Art nonfiguratif.“ — 16. V., 19 Uhr: „Irrwege und Mängel der Gesetzgebung“ (Senatspräsident Dr. H. Klang, NR Karl Czernetz, NR Dr. Ljuba Toncic). — 20. V., 19 Uhr, Univ.-Prof. Dr. Josef Hopmann: „Moderne kosmographische Hypothesen.“ (Alle im Vortragssaal der Nationalbibliothek.)

Wiener Katholische Akademie: 19. V., 18 Uhr, Prof. Dr. P. Alois Kubischok S. V. D.: „Himmel und Hölle, die beiden Endstadien des Menschseins.“ — Min.-Rat Prof. Dr. Heinrich Peter: „Psychologie und Pädagogik.“ — DDr. Gerhard Egger: „Deutsche Bischofskirchen des Mittelalters“ (Lichtbilder). — 18 Uhr, Dr. Maria Margherita Delich: „Die Geburt des Oratoriums.“ — 19 Uhr, Prof. Dr. P. Nikolaus Geyer S. V. D.: „Das zweite Kommen Christi“ („Sie werden den Menschensohn kommen sehen“, Mt 24,30). — Univ.-Prof. Dr. Endre Ivánka: „Das aristotelische System als Bauglied der kirchlichen Schulpilosophie: c) Lehre vom Menschen.“ — 20. V., 16 Uhr: Führung durch St. Michael, Augustinerkirche, Hofburgkapelle. Leitung: Hochschulpfarrer Dr. Karl Ginhart. Treffpunkt zur Führung um 16 Uhr von St. Michael. — 17 Uhr, Prof. Dr. Ulrich Schöndorfer: „Erkenntnis und Metaphysik der Natur.“ — Chefredakteur Leonidas Martinides: „Geist und Technik in der modernen Presse der Gegenwart.“ — 18 Uhr, Prof. Dr. Walter Konrad: „Die Bücher des Alten Testaments.“ — Univ.-Prof. Dr. Erich Frauwallner: „Indisches Denken in den Upanishaden und im Buddhismus.“ Dozent Doktor Wilhelm Auerswald: „Die Bedeutung der menschlichen Ernährung in bevölkerungspolitischer und moralischer Hinsicht.“ — Bundesrat a. D. Dr. Josef Tzobli: „Metaphysik (Sein, Wahrheit und Charakter).“ — 19 Uhr, Prof. Dr. P. Lambert Koch S. V. D.: „Ewiges und Zeitliches in der Entwicklung der Kirche.“ — 21. V., 17 Uhr, Staatsbibliothekar Dr. Hans Jancic: „Franz Schubert und die Musik des Wiener Biedermeiers.“ — 18 Uhr, Rat des Verwaltungsgerichtshofes, Dr. Bruno Schmeishek: „Die Reditsnot des Landvolkes.“ — Univ.-Prof. Dr. Friedrich

IM STREIFLICH

DIE Salzburger Landesregierung berät Maßnahmen zum Schutze der Salzburger Festspiele vor unerwünschten, dilettantischen oder auch nur einfach allzu geschäftstüchtigen „künstlerischen“ Nebenveranstaltungen. Eine Art Kulturkomitee wird, das dürfte ungefähr die Schlussfolgerung aus diesen Beratungen sein, künftighin eine Zensur über die nicht offiziellen Veranstaltungen ausüben. — Nun, eine Kunstzensur ist immer eine heikle Sache, ist es besonders dort, wo es sozusagen um die Wahrung eines kulturellen Staatsmonopols geht. Nichtsdestoweniger wird sie in Salzburg das kleinere Übel sein: denn was sich in den letzten Jahren im Schatten der Festspiele breitgemacht hat, war nicht immer schön, Gewiß, zu begrüßen ist auch ein kleinstes Übel nicht — aber in diesem Falle wenigstens zu akzeptieren.

EIN heißes Eisen, das man unbedacht und vorschnell aus der Esse geworfen hat und das nun niemand anfassen will: der „Fall“ des Komponisten Gottfried von Einem! Nun erfährt man, daß in nächster Zeit — es ist schon bald 25 Uhr! — eine Kommission zusammentreten wird, um ein entscheidendes Wort zu sprechen. Hiebei wäre sehr zu wünschen, daß alle, die als Richter oder Schlichter, in Wort oder Schrift, mit dem „Fall“ befaßt sind, immer vor Augen haben, daß es sich um einen schaffenden Künstler von Format handelt, über dessen künftige Stellung in und zu den Salzburger Festspielen entschieden wird. Bei Konflikten zwischen einer Behörde und einem Künstler hat meist nur in der ersten Phase die Behörde die Vorhand. Später siegt der Künstler — und zwar häufig nicht erst vor dem Forum der Geschichte.

ZWEIMAL hat Österreich seit 1945 an der venezianischen Biennale — der größten Kunstausstellung der Welt — teilgenommen. Aber beide Male hat der österreichische Pavillon nicht gerade reussiert. Auf die erste Nachkriegsbiennale wußten wir, peinlich genug, nichts anderes zu schicken als Bilder eines zwar großen, aber seit längerer Zeit toten Malers, auf der zweiten präsentierten wir eine Art von artistischem Tuttfutti, vor dem sich das internationale Publikum ratlos hinter seinen Ohren kratzte. Und diesmal sollen, ausschließlich, nur Kubin-Zeichnungen und Werke Wotrubas der internationalen Kritik vorgeführt werden. Nun, wir schätzen den großen Meister der österreichischen Graphik über alles und den Bildhauer sehr. Aber zwei große und zwei kleine Räume nur mit Graphiken anzufüllen? Zwischen Pavillons, in denen Hunderte und Tausende von Ölbildern hängen? Wahrhaftig, wir sehen auch diesmal für den Erfolg — schwarz.

NICHT in Wien wird im Sommer zu sehen sein: eine Ausstellung von Werken des außerordentlich bedeutenden italienischen Bildhauers Mario Marini. Und nicht in Wien wird zu sehen sein eine sehr interessante Ausstellung „Impressionisten aus Frankreich, Deutschland und Österreich“, zu der die Wiener Österreichische Galerie aus ihren Betänden den wohl wesentlichsten Beitrag liefern wird. Beide Expositionen besitzen internationalen Rang, beide fehlen seit Jahren im Kalender der Wiener Ausstellungen. Die Werke Marinis werden in Salzburg, die Impressionisten in Linz gezeigt werden. Das ist bezeichnend für die Bundeshauptstadt, die ihr Ansehen als Zentrum der bildenden Kunst seit Jahren mehr und mehr verliert, das ist aber auch bezeichnend für die großzügige, von Ressentiments freie Kulturinitiative der Landeshauptstädte, die im selben Maße stärker wird, als sie in Wien erlahmt...

WÄHREND des ganzen Maimonats finden in Paris — im Rahmen des Kongresses für die Freiheit der Kultur — Opernaufführungen, Konzerte, Vorträge und Ausstellungen statt, die unter dem Motto „Die Leistung des 20. Jahrhunderts“ erweisen, „daß die westliche Kultur nichts an schöpferischer Kraft, Farbigkeit und Vitalität eingebüßt hat“. Der Prospekt bietet ein wirklich imponantes Panorama geistiger und künstlerischer Hochleistungen. Von allen ausländischen Ensembles hatte die Wiener Staatsoper mit dem „Wozzeck“ das erste Wort. Wohl uns, das wir ein so repräsentatives Werk im Repertoire hatten, sonst hätte die Staatsoper im Zyklus „Das 20. Jahrhundert“ gefehlt!

AUCH das gehört in eine kulturkritische Spalte: daß sich die Österreichische Bundesbahn Mühe gibt, ausländischen Reisenden an den Grenzen einen lebenswürdigen Empfang zu bereiten. Indem sie die Schaffner zur Freundlichkeit anweist, den Fremden ein hübsch gedrucktes Papier schenkt, auf dem die kommenden Stationen, Haltezeiten und Anschlüsse vermerkt sind — und noch einfacher, indem sie für die Säuberung der Zugabteile in den Grenzzustationen sorgt. — Die Ausländer vermerken's mit ganzem, die Inländer wenigstens mit halbem Vergnügen. Sie nämlich müssen auch gelegentlich, in den Binnen- und Personenzügen fahren — und in denen ist von Kundendienst noch nicht die Rede...

Billicsch: „Philosophie des Altertums (Sokrates, Platon)“. — 19 Uhr, Univ.-Prof. Dr. Leo Gabriel: „Das werdende Welt- und Menschenbild“. — 23. V., 17 Uhr, Univ.-Doz. Dr. Alexander Novotny: „Österreich unter Kaiser Franz Joseph I.“. — 18 Uhr, Prof. Dr. Günther Buxbaum: „Dichtung und Kultur“. — Univ.-Prof. Dr. Fritz Popelka: „Erzherzog Johann“ (Reihe „Gestalten der Geschichte Österreichs“). — 19 Uhr, Abt. Dr. Hermann Feigl O.S.B.: „Wunder und Wunderglaube in unserer Zeit“ (mit Diskussionsmöglichkeit). (I. Freyung 6, I. und II. Stiege.)

Neue Ausstellungen

Art-Club-Galerie (I. Kärntnerstraße 10): „Contré-Espaces: 7 junge Maler aus Paris“. (10 bis 19, bis 16. Mai.)
Galerie Würthle (I. Weiburggasse 9): „Hans Ebensperger: Zeichnungen, Aquarelle“. (Mo bis Fr 8.30 bis 18, Sa 8.30 bis 14, bis 31. Mai.)
Staatsdruckerei (I. Wollzeile 27a): „Das Inserat im Spiegel des „Wienerischen Diariums“ und der „Wiener Zeitung“. (Mo bis Sa 8 bis 18.)
M.B.A. (XVIII, Martinstraße 100/II): „Währinger Heimatmuseum“. So 10 bis 12.

Notizen

Am 20. Mai begehen die katholischen Arbeiter Wiens einen festlichen Tag. An ihm findet die feierliche Wiedereröffnung des großen Saales des ersten Katholischen Arbeiterheimes in Wien III, Gollnerstraße 8, statt. Dieses Haus kann auf eine bewegte Vergangenheit zurückblicken. War es doch der Stolz des 1871 gegründeten Zweigvereins „Auf der Landstraße“ des im 5. Bezirk gegründeten ersten katholischen Arbeitervereins für Wien. Es ist von Interesse, sich in diesem Zusammenhang zu erinnern, daß es in jenen Jahren, von revolutionären Teilgruppen abgesehen, noch keine sozialistische Arbeiterorganisation in der österreichischen Hauptstadt gab und die katholischen Arbeitervereine auf Neuland vorstießen. Der des 3. Bezirks entfaltete bald eine besondere Aktivität. Eine Bücherei wurde eingerichtet, Spar- und Vorschußvereine sowie ein Bauverein wurden gegründet. Zwei große Arbeiterwohnhäuser entstanden. Eine „Jugendsektion“ wurde 1904 angeschlossen, als die Vereinigung unter Leitung von Prof. Johann



Die gute Wiener Küche
RESTAURANT
Deutsches Haus
HINTER DER STEPHANSKIRCHE
DAS HAUS DER SPEZIALITÄTENKÜCHE
LIESINGER STADTKELLER
Café-Carlton-Espresso
Fähringasse 1 Wien I. Maysergasse 2
Antisch Liesinger Kaiserbier

HUBNER'S
Kursalon
Café Splendid
Feuchter Stock

Zipfer-Bräu
Restaurant gegenüber dem Volkstheater
Neue Bewirtschung: Hans u. Ella Stöckl
Erstklassige Küche — Solide Preise

Frühshoppenkonzert
Jeden Sonntag ab 10.30 Uhr im
STADT-BRÄU-KELLER
bei dem Singenden Wirt Pepi Koci
Wien I, Singerstraße 6

Leb und Kaplan Josef Schmied einen besonderen, Jahrzehnte hindurch andauernden Aufschwung nahm. Der März 1938 bereitete auch dieser Arbeit ein Ende. Nach Kriegsende zeigte das Haus ein Bild der Verwüstung. Erst 1951 wurde es rückgestellt und die kostspieligen Wiederherstellungsarbeiten begannen. Nun wurde eine wichtige Etappe abgeschlossen. Die Geschichte dieses Hauses und seiner Menschen aber läßt die heute im Rahmen der Katholischen Aktion sich sammelnde neue Arbeiterbewegung die festen Stützpunkte auch für die Arbeit der Zukunft erkennen.

Zum Wettbewerb des Instituts zeitgenössischer Künste in London zur Schaffung eines Denkmals für den unbekannten politischen Gefangenen — die „Furche“ berichtete bereits über diese Ausschreibung — sind bis jetzt 3000 Anmeldungen von 67 Nationen eingelaufen, so daß die Frist bis zum 1. Juni verlängert werden mußte. Aus Amerika hat unter anderen Alexander Calder genannt, aus Frankreich André Bloc, aus Italien Mario Marini, aus Österreich allein 90 Künstler, die in der Hauptsache der Föderation moderner bildender Künstler angehören. Von diesen 90 Arbeiten werden etwa 30 ausgewählt werden, die würdig sein sollen, Österreich in

Alter Name

Bester Ruf

Das schönste Erinnerungsgeschenk
für junge Menschen ist und
bleibt eine Präzisions-Uhr von

UHRMACHER, JUWELIER

LUDWIG PLATZER

WIEN VI, MARIAHILFER STRASSE 101

Gegründet 1856

Offizielle Alpina- und Omega-Vertretung

GEGRÜNDET 1896

MOBELFABRIK

Friedrich Cermak

WIEN V, AMTSHAUSGASSE 2

RUF X 35 4 63

KREDITE BIS ZU 24 MONATSRATEN

STÄNDIGE AUSSTELLUNG
IN DER BORSE

London zu repräsentieren, und Aussicht haben, in die engere Wahl zu kommen.

Ein „Tag des Baumes“ wurde vor kurzem in der Deutschen Bundesrepublik offiziell begangen. Die westdeutsche Regierung folgte damit einem von 68 Nationen im Ernährung- und Landwirtschaftsausschuß der Vereinten Nationen 1951 in Rom gefaßten Beschluß. Damals schlug der indische Delegierte vor, so wie es seit langem in seiner Heimat geschehe, in jedem Jahr einen „Tag des Baumes“ zur Walderhaltung zu feiern und als praktischen Beweis Bäume zu pflanzen. In den Vereinigten Staaten wurde schon im Jahre 1878 ein derartiger Tag dadurch begangen, daß die Bevölkerung über eine Million Bäume anpflanzte. Der deutsche Bundespräsident Prof. Theodor Heuss hat als Schirmherr der „Schutzgemeinschaft deutscher Wald“ die Bedeutung dieses Tages dadurch unterstrichen, daß er im Bonner Hofgarten einen Baum pflanzte.

Um bei den gegenwärtig in den Satellitenstaaten im Gange befindlichen Zwangsumsiedlungen nach einer Trennung die eigenen Kinder sicher wiedererkennen zu können, lassen die Eltern häufig ihre Kinder heimlich tätowieren. Bekanntlich werden die Kinder bei diesen Deportationen meistens von ihren Eltern getrennt und in Erziehungshäuser verbracht, wo sie nicht selten einen anderen Namen erhalten. Aber auch diese Notwehr verzweifelter Eltern stößt auf staatliche Mißbilligung, so hat die ungarische Polizei bereits zahlreiche Tätowierungsinstitute geschlossen.

Seit einiger Zeit verschwinden die letzten russischen Namen auf den Tafeln der Straßen und Plätze Jugoslawiens. Aus der Stalingrader Straße in Belgrad wird wiederum die Mazedonische Straße. Der Boulevard der Roten Armee und die Tol-

buchstraße erhalten neben vielen anderen wieder altvertraute jugoslawische Namen.

Zur 500. Wiederkehr des Geburtstages des Florentiner Bußpredigers Girolamo Savonarola (21. September) wird die erste kritische Gesamtausgabe seiner Werke unter dem Titel „Opera Omnia“ erscheinen. Der „Osservatore Romano“ begrüßt dieses Unternehmen, das „für die genaue Darstellung einer so komplizierten und so umstrittenen Persönlichkeit, die heute noch der Gegenwart großen Hasses und großer Liebe ist“, wahrhaft unerlässlich sei. Die neue Gesamtausgabe der Werke Savonarolas wird auch eine Biographie und kritische Darstellung seines Lebens und Wirkens aus der Feder von Professor Roberto Ridolfi, eines der hervorragendsten Savonarola-Forscher, enthalten.

In einer von dem Dichter und Kritiker Stephen Spender in den Spalten von „News Chronicle“ angeregten Diskussion über die Frage „Haben junge Schriftsteller eine Zukunft?“ stimmen die meisten Schriftsteller mit Spender darin überein, daß es mehr literarische Magazine geben sollte, damit jungen Talenten und der Kritik mehr Raum zur Verfügung stünde. Der Romanschriftsteller Joyce Cary meint, daß der Raummangel für Kritiken in den Tages- und Wochenzeitungen sich als sehr schädlich erweist. Emma Smith, eine Nachkriegsschriftstellerin, meint ebenfalls, daß literarische Zeitschriften wieder eingeführt werden sollten. Literatenzentren würden wohl keine besseren Schriftsteller machen, aber neue Namen würden besser bekannt werden. Zeitschriften würden dem Schriftsteller Vertrauen geben, während Literatenzentren den jungen Menschen entencouragierten.

Aus San Ignacio de Velasco, Bolivien, wird der „Furche“ geschrieben: Am 27. November

1951 wurde von Caracas der Welt die Mitteilung gemacht: „Im Namen Gottes des Allmächtigen wurde die Flagge Venezuelas an den Quellen des Orinoco aufgepflanzt.“ Diese für Venezuela bedeutsame Entdeckung ist vielleicht auch das bedeutsamste geographische Ereignis des Jahres 1951 überhaupt. Die Expedition wurde von den amtlichen Stellen in Caracas unter der Leitung des Majors Frank Riquelme vorbereitet. Um mit Booten möglichst nahe ins Quellgebiet vorstoßen zu können, wählte man die für Reisen in Südamerika sonst sehr ungünstige Regenzeit. Mit Flugzeug wurde der Ausgangspunkt Esmeraldas erreicht. Von dort ging es in „Curias“ und „Liritares“ in der gewaltigen Strömung des Orinoco 400 km landeinwärts und dann zwei Monate lang zu Fuß, fast immer durch dichtestes Urwaldgestrüpp, wobei man sich möglichst wenig vom Bett des Flusses entfernte. Geführt von den Karten Hamilton Raez, der 1920 einen fruchtlosen Versuch unternommen hatte, gelangte die Expedition bis zum Nebenfluß Guaharibo. Dann ging es bis zum Nebenfluß Ugueto, der 1927 von Dr. Hilario Itriago entdeckt worden war. Eine freudige Überraschung war es, als man dort an einem gewaltigen Urwaldriesen die Merkmale Itriagos fand, genau am Zusammenfluß des Ugueto mit dem Orinoco. Von dort ging es, immer mit Buschmesser und Axt, den Mutterstrom entlang, bis am 27. das Ziel erreicht war. Auf einem Hügel, der die Wasserscheide der Quellflüsse bildet, versammelten sich die Expeditionsteilnehmer um die venezolanische Flagge und setzten einen Gedenkstein. — 400 Jahre hat es gedauert, bis nach verschiedenen Versuchen — man denke nur an die Fuggersche Expedition! — endlich das Ziel erreicht wurde. Wie man hört, wird der Bericht der Expedition auch verschiedene Überraschungen für die Botaniker, Geologen und Archäologen bringen. Das Gebiet sei eines der reichsten der Erde und schreie nach seiner wirtschaftlichen Er-

Müller
Wien XVI, Lerchenfelder Gürtel 53
Vis-a-vis Stadtbahnhaltestelle Josefstädter Straße
Telephon A 29 9 63
Die gute Markenuhr —
das dankbarste Geschenk
Bei Vorweisung des Inserates 5% Nachlaß

schließung. Der Expeditionsleiter Major Riquelme entstammt, wie die Zeitung „Latinoamerika“ berichtet, einer angesehenen katholischen Familie. Der Großvater war Arzt, der Vater ein namhafter Bakteriologe und zugleich, auch als Diputado, ein Vorkämpfer für die Freiheit der Erziehung. Die Gesinnung des jungen Entdeckers kann nicht besser wiedergegeben werden als durch die Worte, die er, umgeben von Zeitungsbereitern, ausrief: „Wir konnten nicht scheitern, weil wir auf Gott vertrauten, und weder Gott noch Venezuela scheiterten.“

Zu dem Artikel „Das Malteserkreuz vor dem Kardinalsgericht“ („Furche“ Nr. 13/VIII. vom 29. März 1952) wird uns mitgeteilt, daß der Statthalter nur seiner Funktion betreffend die Wahl des Großmeisters entkleidet wurde; was seine übrigen Funktionen anlangt, blieb er weiter im Amt und ist es immer noch.

KLEINER ANZEIGER

Wortanzeigen: Fettgedruckte Worte bis zu 15 Buchstaben S 2.—, gewöhnlicher Druck bis zu 15 Buchstaben S 1.—, Chiffregebühr bei Abholung S 1.—, bei portofreier Zustellung der Antworten S 4.50, zuzüglich 10% Anzeigensteuer. Stellengesuche im „Kleinen Anzeiger“ steuerfrei. Einzahlungen können erfolgen auf das Postsparkassenkonto Nr. 116.430, Verlag Herold, Wien VIII, Strozsigasse 8.

Togal
Ein rasch wirkendes Mittel bei:
Rheuma, Hexenschuß, Nerven- u. Kopfschmerzen, Schmerzen in den Gelenken und Gliedern, Erkältungskrankheiten.
Togal ist klinisch vielfach erprobt. Über 7000 Ärzte, darunter viele Professoren, anerkennen die gute Wirkung von Togal. Ein Versuch überzeugt! Togal-Tabletten in jeder Apotheke erhältlich.

Gold, Juwelen
Gold — Silber — Münzen
kauft immer Juwelengeschäft, Tuchlauben 17.

DETEKTIVBÜRO TRUPP
staatl. gepr., konzessioniert
Wien 8, Josefstadt Str. 6
A 22 2 70

Bücher
Gesucht: Buchberger, Lexikon „der Theologie und Kirche“, Pastor, Papstgeschichte, Abzüge: Einige Geschichtswerke Remington-Portable, Zenschriften, bitte, unter „E 405“ a. d. V.

Erholung, Urlaub

Wärtschach-Schweifelbad, Obersteiermark. Idealer Kurort für Rheuma, Gelenkversteifungen, Ischias. Herrliches Alpenklima. Moderne Badeanlagen, Naturschlamm. Ermäßigte Pauschalreisen ab Ende Mai. Prospekt durch Kurhausverwaltung.

Heiratswünsche

Wir suchen für Lehrerswitwen, anpassungsfähiges, sonniges Wesen, neuen Ehepartner zwischen 40 und 45. Unter „Lebensjahrend A 202409“ an den Verlag.

Die Anzeigenabteilung bietet die bei ihr eingegangenen Chiffrebriefe ehestens abzuholen.

Sofort Nichtraucher
durch GPS. Sichere Entwöhnung. Arzt, empfohlen. Angenehm, billig, Garantie. Prospekt gratis. Labor K. Grimm, Bregenz, Postfach 8.

BUNDESTHEATER

Wochenplan vom 15. bis 19. Mai

BURGTHEATER
15. 5. 19.30 „Wegen der Leute“. Allg. Kartenverkauf und Abonnement XVIII. Gruppe.
16. 5. 19.30 „Wegen der Leute“. Allg. Kartenverkauf und Abonnement XI. Gruppe, bei aufgehobenem Abonnement der VI. Gr.
17. 5. 19.30 „Wegen der Leute“.
18. 5. 19.00 „Ein Sommernachtsstraum“. Im Zyklus klassischer Meisterwerke zu halben Preisen.
19. 5. 19.30 „Cyrano von Bergerac“. Allg. Kartenverkauf und Abonnement XV. Gruppe.
THEATER AN DER WIEN
15. 5. 20.00 „Der Troubadour“. Theater der Jugend. Kein Kartenverkauf!
16. 5. 19.00 „Der Barbier von Sevilla“. Allgemeiner Kartenverkauf und Abonn. VIII. Gruppe
17. 5. 18.00 Beginn der Wiener Festwochen. Im Richard-Strauß-Zyklus, 1. Abend: „Der Rosenkavalier“.
18. 5. 17.30 „Die Meistersinger von Nürnberg“.

VOLKSOPER
15. 5. 19.30 „Die Fledermaus“. Geschlossene Vorstellung. Kein Kartenverkauf!
16. 5. 19.00 „Der Opernball“. Allgemeiner Kartenverkauf und Abonnement VI. Gruppe
17. 5. 19.00 Im Zyklus der klassischen Operette, 1. Abend: „Der Zigeunerbaron“.
18. 5. 19.00 Ballettabend: Ballettsuite „Silvia“ — „Rondo vom goldenen Kalb“ — „Scherzade“.

AKADEMIETHEATER
15. 5. 19.30 „Die Möwe“
16. 5. Veranstaltung der Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst
17. 5. 19.30 „Die Möwe“
18. 5. 15.00 „Armut“. Theater der Jugend. Kein Kartenverkauf!
19. 5. 19.30 „Die Möwe“
19. 5. 19.30 „Der Fährer und sein Zwillingsbruder“.

AUS DEM INHALT

DIE ÖSTERREICHISCHE
FURCHE, Nr. 20

„Deutschlandlied“
Deutschland ist kein Termin
Querschnitte: Leonardo und das Dach — Auf die Adresse kommt es an — Wo ist meine Heimat? — Gestern, heute, morgen
Wahlleiter in Südtirol
Dr. Oskar von Plawenn
Stimmen über Österreich
Wald in Not Dr. Ing. Hermann Kallbrunner
Briefe an den Herausgeber der „Furche“
Solesmes und Österreich
Prof. Dr. Franz Kosch
SOS ruft...
Randbemerkungen zur Woche
Zeitgenossen — Gegenpole
H. A. Flechtner
Zwischenspiel F. Heer
Lebendiges Schaffen
Wieland Schmied
Revolte in der „Traumfabrik“?
Roman Herle
Im Streiflicht
Notizen

Der Krystall
Das Sterben des Marschalls
Prof. Dr. Ferdinand Sauerbruch
Besuch beim Pfarrer von Ars
Dr. Franz Jantsch
Aber diese Christen... Peter Lippert S. J.
Der Musikus und der Rentier
Gedford Bomans
Das Gedicht: Ingeborg Bachmann: Ausfahrt — Abschied von England
Von neuen Büchern: Betrachtungen über die Gnade — Büchereinkauf

Seit wann ist die Uhr ein Firmungsgeschenk?

Dem Gefühl der Zuneigung eignet ein fragenloses, selbstverständliches Hinnehmen und Sich-erfreuen-Lassen. So üben wir Bräuche, weil sie uns persönlich zusagen, oft auch nur so, daß wir uns dabei der engeren, vielfach sogar der allgemeinen Umwelttradition anschließen. Über Sinn und Herkommen eines, ja gerade der am allgemeinsten verbreiteten Brauchs weiß man aber oft nichts; man könnte dies mit als eines der wichtigsten Brauchumsmerkmale aufzählen.

Wird nun einmal die Frage nach dem Woher aufgeworfen, dann frappt sie zunächst buchstäblich, weckt aber auch spontanes Interesse. Dies erlebten wir, als wir mit unserer Fragestellung an die Fachwelt herantraten. Die nachstehenden Mitteilungen sind kein exaktes und abgeschlossenes Ergebnis, wohl aber — was dankbar gewürdigt werden soll — ein in der kurzen Zeitspanne nur weniger Tage dazu aufgestöberter Beitrag.

Zur Zeit unserer Urväter — so erfahren wir aus den Familienblättern der bis 1788 zurückzuverfolgenden Handwerkertradition der Wiener Uhrmacherdynastie Voggenberger — galt es als das wichtigste äußere Gebot, daß der Firmling „anständig gekleidet“ und mit „sauberem Haarschnitt“ sich würdig zum Empfang des hl. Sakraments einfand, wofür der Firmpate mitverantwortlich war. Als Geschenk wird ein „feingearbeiteter“ Rosenkranz, von den sogenannten „Betenmachern“ gefertigt, angeführt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts tritt neben den Rosenkranz das Gebetbuch als Firmungsgeschenk. Etwa um 1830 finden sich in den gleichen Familienaufzeichnungen erstmalig goldene Uhren als Firmungsgaben, aber ausschließlich auf aristokratische Kreise beschränkt.

Wie so manche andere Gepflogenheit des Adels (man denke nur an die Einführung der Tanne als Weihnachtsbrauch auch in Wien

durch eine Vertreterin des Erzhause!) wurde auch diese allmählich vom begüterten Bürgertum übernommen. Illustrativ ist in diesem Zusammenhang eine Anzeige der „Wiener Zeitung“ (Inserat Nr. 7112-2) vom 16. (Pflingstsonntag) und 19. Mai 1880 (also vom Vortag zum „Nobeltag“, für welchen damit ein terminus ante quem aufgestellt werden kann): „Firmungsgeschenke / Das reichhaltige, seit 30 Jahren renommierte Uhrenlager von M. Herz / bürgerlicher Uhrmacher / Wien, I., Stephansplatz 6 / Außenseite des Zwettlhofes / Filiale: Kärntnerstraße 36 / Große Auswahl gut regulierter Uhren mit reeller Garantie. Preisocourant gratis und franco,

Echt-Silberne Uhren:

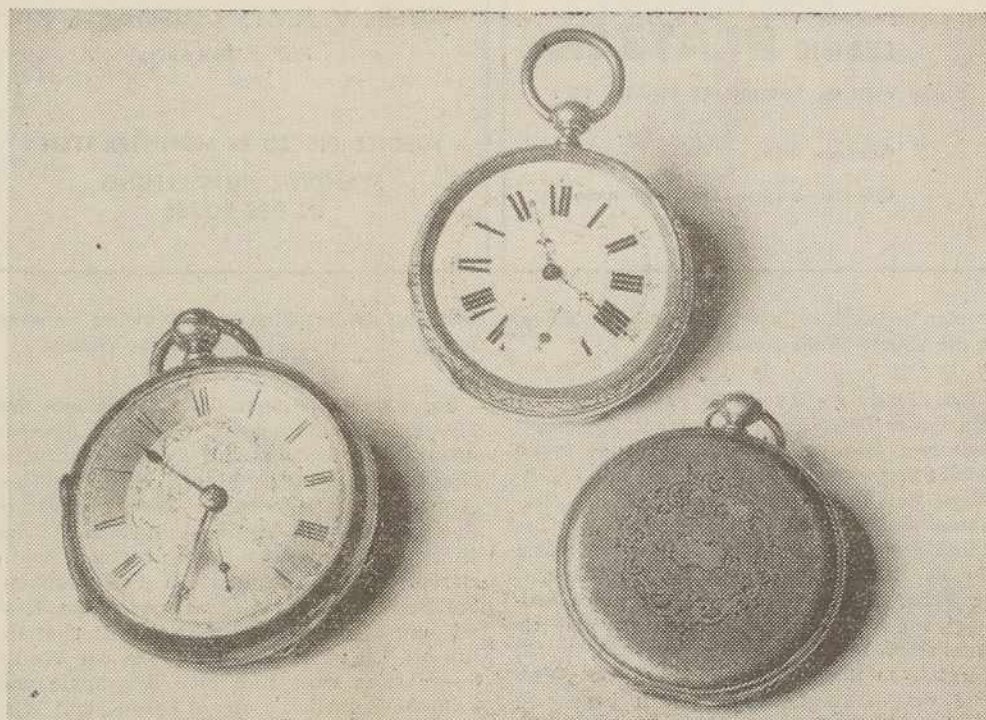
Cylinder-Uhren	9, 10, 13 fl.
Anker-Uhren	14, 16, 20 .
Remontoirs	14, 20, 30 .
Silberne und vergoldete	
Damenuhren	12, 15, 18 .
Silberne Uhrketten	2 bis 12 .

Echt-Goldene Uhren:

Damen-Uhren	20, 25, 40 fl.
Herren-Cyl.-Uhren	28, 32, 35 .
Herren-Ank.-Uhren	35, 40, 50 .
Herren-Remontoirs	40, 60, 80 .
Damen-Remontoirs	30, 48, 60 .
Goldene Uhrketten	18 bis 100 .

Demnach dürfen wir schließen, daß sich die Uhr als Firmungsgeschenk bei uns ungefähr nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts durchgesetzt hat und im letzten Viertel desselben schon durchaus populär war. Die wörtliche Wiedergabe der Herzschen Anzeige mag uns — als kleine Nachlese zur Weltwoche 1952 — den Textierungsgeschmack von einst veranschaulichen und dürfte vielleicht noch manchen zu preislichen Relationen animieren! Zur fachlichen Erläuterung darf hinzugefügt werden, daß Zylinder- und Ankeruhren (die Bezeichnungen rühren von der Art des Mechanismus her) noch mit einem Uhrenschlüssel aufgezogen wurden und — auch preislich ausgedrückt — gegenüber den sich immer mehr durchsetzenden Uhren mit Aufzug am Bügel (Remontoir aufzug) zur angeführten Zeit bereits modisch überholt waren. Die drei im Bilde dargestellten Taschenuhren sind ehemalige Firmungsuhr und wurden ungefähr um 1850 und 1860 in der Schweiz hergestellt. Wir verdanken ihre Veröffentlichung sowie die technischen Angaben Herrn Direktor Rudolf Kaftan vom Uhrenmuseum der Stadt Wien. Seiner als liebevollsten Kenner und Sammler von rund 10.000 Uhren aus eigenen Mitteln, die 1917 zur Gründung des Wiener Uhrenmuseums geführt haben, in ehrender Weise zu gedenken, gibt uns das vor kurzer Zeit (4. Mai 1952) gefeierte 35jährige Bestandsjubiläum dieses Instituts Anlaß, das im malerischen Barockhaus des Alt-Wiener Platzes, Schulhof Nr. 2, wo die Zeit wahrhaft stillzustehen scheint, in symbolisch-glücklicher Ortswahl untergebracht ist. — Vielleicht darf man als sicher nicht wirkungslos, wohl aber sinnvoll ergänzende „Draufgabe“ empfehlen, dem uhrbeschenkten Firmling auch einen Besuch dieser kulturhistorisch interessanten Sammlung zu bieten. Und immer noch bliebe dann Zeit genug zur Traditionsfahrt in den Prater übrig . . .

Dr. E. Schubert



Aufnahme: Dr. Otto Winkler

Aus dem Uhrenmuseum der Stadt Wien

E. FAULHAMMER

GEPRÜFTER UHRMACHERMEISTER

WIEN I, FICHTGASSE 2 - TEL. R 22 8 27

DIE FIRMUNGSUHR NUR VOM FACHMANN. LAGER IN SCHWEIZER UHREN

Universal Omega Tisnot Tourist

Jede Uhr ab S 148.— vom Meister überprüft, schriftliche Garantie

STELZER, I. SINGERSTR.

Firmungsuhr

Gute Schweizer Marken in reicher Auswahl mit Garantie, preiswert beim

Uhrmachermeister

A. und H. Weingartner

vorm. L. Kretschvil

Wien II

Taborstraße 39 a

Bayrischer Hof, Haltestelle der C- und O.-Wagen

UHRMACHER Fritz Eichler

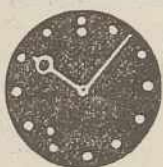
Juwelen, Gold- und Silberwaren
Wien VIII, Alserstraße 17, Telefon A 20 706

Uhren GRONEFELD

Das Haus der großen Auswahl

Wien IX, Liechtensteinstraße 8

Ständige Ausstellung in der Börse



Pühringer

UHREN - JUWELEN

EIGENE WERKSTÄTTE

TELEPHON A 19 186 B

WIEN IX, NUSSDORFER STRASSE 61

Geprüfter Uhrmachermeister

Franz Voggenberger

Gegründet 1906

Spezialist für antike Uhren.

Große Auswahl in Schweizer

Markenuhren. Reiches Lager

in Gold- und Silberschmuck

WIEN 16, LERCHENFELDER GÜTEL 39

Tel. A 23 4 62

Besichtigung:
Dienstag, Mittwoch, Samstag
pünktlich 10 Uhr;
Dienstag und Samstag
pünktlich 10 und 15 Uhr

UHREN-MUSEUM

DER STADT WIEN

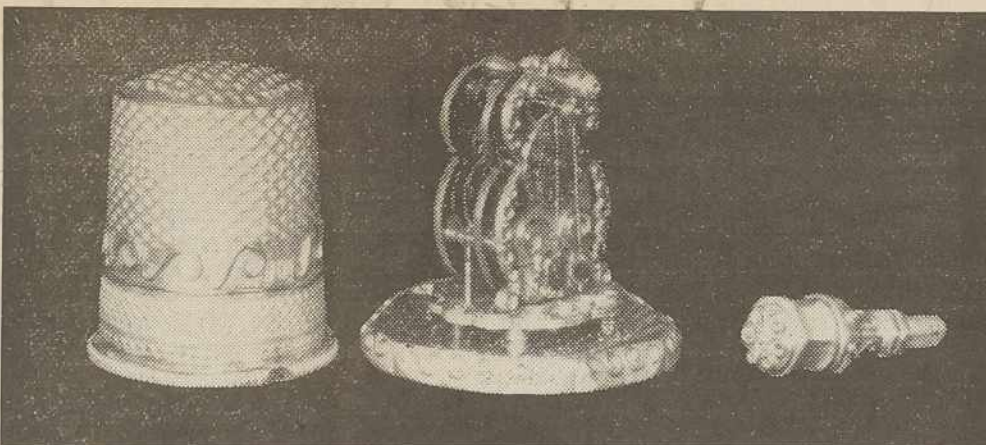
WIEN I, SCHULHOF 2

Eintritt S 1.—

Führungsvoritz. kostenlos!

Für Kinder in Begleitung

Erwachsener Eintritt frei



Aufnahme: Dr. Otto Winkler

Diese einzigartige, sogenannte Zappleruhr, die unter einem Fingerhut Platz hat, wurde in den Jahren 1933 und 1934 in mühevoller Arbeit vom Wiener Uhrmachermeister Max Sladek verfertigt und dem Uhrenmuseum anlässlich seines 35jährigen Jubiläums gespendet

Die Uhrenabteilung im Technischen Museum zu Wien

Unter den dreißig Gruppen, die im Technischen Museum untergebracht sind, ist in der Gruppe „Meßwesen“ auch die Abteilung „Zeitmessung“. Obwohl die Abteilung nicht sehr groß ist, so enthält sie doch sehr wertvolle Stücke und macht mit dem Dargebotenen einen geschlossenen Eindruck. — Um gleich mit dem wertvollsten Stück zu beginnen: es steht dort eine Kunstuhr, die Philippus Imsserus im Jahre 1555 für den Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz herbeizugewiesen fertigtgestellt hat. In einem lateinischen Hexameter fordert der Erzeuger den Wanderer, der diese Uhr betrachtet, auf, das Werk zu bewundern, das er als neues „ingeniöses Werk“ in vielen Nachtstunden erdacht und ausgeführt hat. Die Uhr, die seinerzeit im Kaiserhaus war, ist an das Technische Museum in nicht betriebsfähigem Zustand gekommen; sie wurde im Jahre 1929 wiederhergestellt und wird heute an Sonntagen dem Publikum vorgeführt. Sie zeigt die Tage, die Monate, die Tagesheiligen, die Stunden und Minuten, die Stellungen des Tierkreises, die Planeten, den Drachenmond, die Tages- und Nachtlänge, ein sich drehendes Planetarium und sieben verschiedene Automatenwerke für Figuren. Bei jeder vollen Viertelstunde zeigt sich eine neue Figur, und noch vieles andere kann dieses Wunderwerk. — Ein zweites äußerst wertvolles Stück ist eine maurische Sonnen- und Sternuhr aus Granada, die aus der Zeit vor dem 11. Jahrhundert stammen muß, da sie noch die bis dorthin gebräuchliche kufische Schrift aufweist; sie soll anlässlich einer Türkenbelagerung in Wien zurückgeblieben sein und ist aus dem Besitz eines Klosters in das Technische Museum gekommen. — Ein weiteres interessantes Stück ist eine Klepshydra, eine Wasserkammernuhr mit einem einzigen Rad, welche die Zeit recht genau angibt. Der hauptsächlichste Teil stammt aus dem 16. Jahrhundert. — Von aus späteren Jahrhunderten stammenden wertvollen Stücken seien erwähnt: verschiedene Sonnenuhren, davon eine mit Mittagskanone, Uhrwerke des Uhrmachers Brutmann, Arbeiten von Kretschville, von Marenzeller, von Schenk und Leroy, eine Sammlung von fast zweihundert Spindeluhren, eine Sammlung von Globen und Brüchen, bisweilen mit religiösen Darstellungen, schönen Wappen und dergleichen mehr. Ferner: die alte Uhr des ehemaligen Landhauses, eine Sammlung tadelloser erhaltener Uhrmacherwerkzeuge und Uhrmachermaschinen, Raderschneidmaschinen, Schneckensteineinrichtung und so fort. — Von den Curiosa seien erwähnt: Taschenuhren mit Räderwerk aus Holz, eine mit Räderwerk aus Glas in Monstranzform, sowie schöne Gangmodelle und die Abteilung elektrischer Uhren.

Die Firmungsuhr vom FACHGESCHAFT

E. BUSCHEK

Geprüfter Uhrmachermeister

Wien XV, Neubaugürtel 27, Tel. B 32 338 B

WIEN XV

Faltus Mariahilfer Gürtel 21

PERCHTOLDSDORF

UHNEN - SCHMUCK

Kochstraße 62

Geprüfter Uhrmachermeister

FIRMUNGS-UHREN

in reichhaltigster Auswahl bei

UHRMACHERMEISTER JOHNE

WIEN XVI, OTTAKRINGER STRASSE 126

Genaue Uhren
Gediegener Schmuck



Uhrmachermeister

Wien 16, Ottakringer Straße 33

Eigene Reparaturwerkstätte

SCHWEIZER UHREN

die prominenten Marken in allen Preislagen

Reizender Goldschmuck neuester

Modelle jetzt zu sehr verbilligten

Preisen in riesiger Auswahl

UNVERBIDLICHE BESICHTIGUNG

bei sorgfältiger, individueller Beratung

GELEGENHEITSKAUF

CHURACEK

WIEN XVII, KALVARIENBERGGASSE 36

Gute Firmungsuhr

in reicher Auswahl bietet Ihnen

Anton Wiedemann

Uhrmachermeister / Uhren, Juwelen,

Gold- und Silberwaren, Einkauf, Verkauf

Wien 18, Währinger Straße 100

Telephon A 17 1 65 U



Uhrmachermeister

Schweizer Marken Uhren

Gediegener Schmuck

Wien XIX, Döblinger Hauptstraße 16

A 12 3 54